

„Vergessene Kinder?“

Die Nachkommen politisch Verfolgter

Kongress am 3. November 2018



UNION DER OPFERVERBÄNDE
KOMMUNISTISCHER GEWALTHERRSCHAFT

UOKG e.V. (Hrsg.)

Redaktion:

Dr. Christian Sachse

Herstellung:

Satzherstellung Neymanns

Telefon: (030) 70 24 22 24

E-Mail: neymanns@satzherstellung.com

www.satzherstellung.com

BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG 

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Herausgegeben durch die Union der Opferverbände
kommunistischer Gewaltherrschaft (UOKG) e.V.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der UOKG dar.
Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft (UOKG) e.V.,
Ruschestraße 103, Haus 1, 10365 Berlin

Telefon: (030) 55 77 93 51

Fax: (030) 55 77 93 40

www.uokg.de

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Begrüßung durch den Gastgeber (Axel Klausmeier) | 4 |
| Einleitung: Vergessene Kinder? Die Nachkommen politisch Verfolgter (Dieter Dombrowski) | 6 |
| Der Schmerz, der nicht vergehen will. macht sich nunmehr Luft! (Konstanze Helber) | 8 |
| „Mitkommen!“ (Elke Schlegel“ | 10 |
| Transgenerationale Übertragung traumatischer Inhalte (Heide Glaesmer) | 13 |
| Familien politisch Inhaftierter – Studienergebnisse (Maya Böhm). | 26 |
| Zusammenfassung der Diskussion | 37 |
| Kinder von in der SBZ/DDR politisch verfolgten Frauen – Werkstattbericht eines Interviewprojektes (Alexandra Pohlmeier) | 39 |
| Panel: Politisch verfolgte Eltern und ihre Kinder – Erfahrungswelten | 49 |
| Film: „Jeder schweigt von etwas anderem“ | 67 |
| Gespräch mit Anne Gollin | 67 |
| Schlusswort | 75 |
| Autoren, Beteiligte. | 77 |

Begrüßung durch den Gastgeber

Prof. Dr. Axel Klausmeier, Direktor der Gedenkstätte Berliner Mauer



Axel Klausmeier (Foto: UOKG)

Guten Morgen, meine Damen und Herren!

Lieber Herr Dombrowski und natürlich lieber Herr Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen, lieber Roland Jahn!

Herzlich willkommen, heute Morgen in der Gedenkstätte Berliner Mauer zu dieser wichtigen Tagung, die mit Sicherheit – wann auch immer Sie hier tagen – ein enorm emotionales und bewegendes Thema mit sich bringt. Ich freue mich, Sie hier erneut willkommen zu heißen. Bereits im letzten Jahr habe ich gesagt, dass das eine schöne Tradition ist, dass Sie hier bei uns tagen in dieser Gedenkstätte, die gerade in eine wichtige Woche geht, weil am nächsten Wochenende der 9. November begangen wird.

Ich will die Gelegenheit nutzen, Sie auch dazu einzuladen. In diesem Jahr werden die Veranstaltungen gleichzeitig auch unter dem besonderen Schwerpunkt des Jahres 1938 und damit der Pogromnacht stehen. Es wird auch eine Veranstaltung zum Thema „Mauerfall – Verdammst lang her?“ geben. Wir fragen danach, warum sich Jugendliche auch heute noch mit dem Mauerfall beschäftigen sollen – müssten eigentlich. Auf dieser Veranstaltung, die wir gemeinsam mit der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur machen, werden verschiedene Projekte von Jugendlichen vorgestellt, die sich künstlerisch mit der Mauer und ihrer Geschichte auseinandergesetzt haben. Ich kann Ihnen sagen: Das ist vielversprechend.

Diese Tagung, die Sie heute veranstalten, wird geprägt werden von Berichten Verfolgter, genauer gesagt, von Verfolgten und ihren Kindern. Das Verhältnis zwischen Verfolgten und ihren Kindern wird durch zwei Vorträge wissenschaftlich eingeordnet, was ganz wichtig ist. Eine Filmvorführung wird die Tagung abschließen. Sie haben ja bereits im Juni eine Veranstaltung zu diesem Thema angeboten. So schließt dieser Kongress an diese Abendveranstaltung an, weil deutlich wurde, dass mehr Erkenntnisse dazu gebraucht werden. Insofern ist es gut, dass Sie wieder da sind.

Ich habe mich sehr gefreut, das will ich abschließend sagen, dass vor ungefähr anderthalb Wochen die Entschließung des Bundesrates zur Schließung von einigen Gerechtigkeitslücken im Rahmen der SED-Unrechtsbereinigungsgesetze verabschiedet worden ist.¹ Ich glaube, dass das ein ganz wichtiger Schritt in die richtige Richtung ist. Die Entschließung wird ja nun an die Bundesregierung geleitet, um dort weiter behandelt zu werden. Ich

¹ Gemeint ist die „Entschließung des Bundesrates zur Verbesserung der sozialen Lage anerkannter politisch Verfolgter“.

freue mich einerseits natürlich über diesen einstimmigen Beschluss, der vieles von Ihnen Erreichte zusammenfasst. Wir drücken andererseits alle die Daumen, dass nun auch die Parlamentarier den nächsten wichtigen Schritt dazu gehen. Ich kann mir keine Gründe vorstellen, warum man inhaltlich dagegen sein kann. Geld dürfte da natürlich wieder die wesentliche Rolle spielen, aber Überzeugungsarbeit ist ja gerade aus Ihren Reihen in vielerlei Hinsicht gekommen. Insofern hoffe ich, dass die Entschließung jetzt auch die nächste Hürde nimmt.

Also: Ganz herzlich willkommen. Herr Dombrowski, ich freue mich über die gute Zusammenarbeit nicht nur im Rahmen dieser Tagung hier, sondern auch dass Sie uns als Beiratsmitglied auf unterschiedlichsten Ebenen unterstützen und wir im Austausch sind. Ich war gerade am Donnerstag mit einer Kollegin in der UKOG. Wir haben unser Projekt und unseren Stand zum Museum oder besser einem Erinnerungs- und Gedenkort am Checkpoint Charlie vorgestellt. Das ist eine Initiative, die vom Land Berlin, aber auch vom Bund vorangetrieben wird. Es soll dort ein Bildungs- und Erinnerungsort errichtet werden. Das ist aber nicht unser Thema heute.

Herr Dombrowski, Sie haben das Wort. Ich wünsche Ihnen allen einen erkenntnisreichen Tag, auch wenn ich überzeugt bin, dass dieses Thema manchen unter Ihnen sehr aufrühren wird. Vielen Dank für Ihr Kommen und für Ihr Interesse!

Einleitung: Vergessene Kinder? Die Nachkommen politisch Verfolgter

Dieter Dombrowski, Bundesvorsitzender der UOKG
und Vizepräsident des Brandenburger Landtages

Sehr geehrter Herr Professor Klausmeier, lieber Roland Jahn,
meine Damen und Herren!

Professor Klausmeier hat ja eben schon auf Bundesratsbeschlüsse zu unserem Thema Bezug genommen. Dadurch können Sie auch in diesem Kreis einmal sehen, dass wir als UOKG, als Dachverband von 40 Initiativen und Verbänden, die wir uns mit der Aufarbeitung der SED-Opfer beschäftigen, sehr breit aufgestellt sind. In den letzten Wochen gab es drei Entschließungen des Bundesrates, die von uns initiiert worden sind.



*Dieter Dombrowski
(Foto: UOKG)*

Die erste beinhaltet das SED-Unrechtsbereinigungsgesetz, die zweite und dritte betrifft Einzelgesetze in einer Vielzahl von Fällen. Alle drei sind durch den Bundesrat einstimmig verabschiedet worden.

Wenn der Bundesrat etwas beschließt, sind das ja dann immerhin schon 50 Prozent des Weges. Wenn sich alle Bundesländer im Bundesrat auf den Weg machen und fordern die Bundesregierung oder den Bundestag auf, tätig zu werden, dann müssen zwar die restlichen 50 Prozent auch noch geschehen, aber es ist dann schon sehr unwahrscheinlich, dass dies dann anders ausgehen könnte. Aber trotzdem ist noch einiges zu tun und in der Arbeit unseres Dachverbandes gibt es eben nicht nur die großen Themen, sondern auch viele Einzelthemen.

Alle diejenigen, die DDR-Erfahrung haben, wissen, dass das Unrecht der SED in sich differenziert war und auch sehr unterschiedlich in seinen Auswirkungen. Dazu gehört auch das Thema, das für heute vorgesehen ist, die vergessenen Kinder, die Nachkommen politisch Verfolgter. Nicht viele wissen es, aber wir wissen, dass viele Kinder politisch Verfolgter in der DDR traumatische Erlebnisse hatten, von denen eine Reihe auch erst im späteren Verlauf des Lebens sichtbar und wirksam werden. Wir hatten schon im Juni dieses Jahres eine Veranstaltung, auf der das deutlich wurde. Bereits dort wurde deutlich, wie wichtig das Thema ist und wir haben beschlossen, weiter daran zu arbeiten.

In dem Zusammenhang darf ich noch einmal auf den gesamten Bereich der SED-Traumata und ihrer Bearbeitung eingehen. Nehmen Sie es als Hinweis auf eine Entwicklung, über die ich mich sehr gefreut habe. Vor einigen Jahren haben wir als UOKG mit der damaligen Ostbeauftragten der Bundesregierung, Frau Staatssekretärin a.D. Iris Glicke,

ein Dialogformat entwickelt. Wir treffen uns regelmäßig im kleinen Kreis im Bundeswirtschaftsministerium, um dort Dinge zu besprechen, die „unsere Klientel“, also die Opfer der SED-Diktatur betreffen. Denn wir können ja nur dann etwas ändern, wenn wir auch in die Entscheidungsstrukturen hineinkommen. Es reicht eben nicht, wenn wir uns einfach an die Straße stellen und Schilder hochhalten. Da passiert dann vielleicht etwas oder auch nicht, naja meistens eher nichts. Also müssen wir uns der Wege bedienen, die die Demokratie für uns vorsieht und bereithält. Also müssen wir unsere Themen so aufbereiten und einspeisen, dass auch politische Handlung daraus entsteht.

Das nur als Vorspruch. Ich komme jetzt zum eigentlichen Thema: In der letzten Woche hatten wir mit dem neuen Ostbeauftragten der Bundesregierung, Staatssekretär Christian Hirte, wieder eine solche Arbeitsrunde. Wir haben dort viele Dinge besprochen. Über eine Initiative habe ich mich jedoch besonders gefreut, die von der Kollegin Birgit Neumann-Becker eingebracht wurde, von der Landesbeauftragten für die Aufarbeitung in Sachsen-Anhalt. Sie wird zusammen mit der Uniklinik für psychosomatische Medizin und Psychotherapie in Magdeburg ein Konzept für eine spezielle Einrichtung vorbereiten. Entstehen soll an der Magdeburger Universität ein Kompetenzzentrum für gesundheitliche Schäden von SED-Opfern und Dopingopfern. Das wird jetzt alles sehr zügig gehen. Wir kennen das ja auch aus anderen Bereichen.

Wir wissen, dass viele Menschen aus dieser Zeit geschädigt sind, aber diesen Nachweis zu erbringen durch entsprechende Begutachtung, das ist ein Abenteuer und nur selten von Erfolg gekrönt. Nicht jeder Psychoanalytiker, nicht jeder Psychologe und nicht jeder Arzt ist mit dieser Thematik vertraut, die wir aus eigener Erfahrung kennen. Von daher ist es uns ein Anliegen, dass wir hier Abhilfe schaffen und ein Kompetenzzentrum einrichten. Dort sollen tatsächlich alle Kompetenzen zusammengefasst werden. Dort sollen kompetente Fachärzte da sein und Psychologen, die so etwas auch beurteilen können. Wir werden zur nächsten Sitzung ein Konzept von der Uni in Magdeburg vorliegen haben. Dann werden wir das weiter vorantreiben.

Es reicht ja nicht, wenn wir uns heute mit diesem Thema beschäftigen. Es muss auch nach diesem Kongress heute weitergehen, um Einzelnen helfen zu können. Dafür die Strukturen zu schaffen, das ist auch unsere Aufgabe.

Seien Sie alle herzlich begrüßt. Ich wünsche uns allen gemeinsam einen erfolgreichen Kongress. Dankeschön.

Der Schmerz, der nicht vergehen will, macht sich nunmehr Luft!

Konstanze Helber, Vorstandsmitglied der UOKG

Als Mitglied des Vorstandes der UOKG bedanke ich mich herzlich, heute die einleitenden Worte zur Thematik sprechen zu dürfen.

Auch wenn die DDR seit 29 Jahren Geschichte ist und man auf 20 Jahre Aufarbeitung der SED-Diktatur zurückblicken kann, sind die persönlichen Leidensgeschichten ehemaliger politischer Häftlinge und deren Nachkommen noch lange nicht ausgestanden und aufgearbeitet. Eine bisher nicht bekannte Opfergruppe, die „Vergessenen Kinder“, die Nachkommen politisch Verfolgter, wird uns Einblicke in die Thematik verschaffen.



Konstanze Helber (Foto: UOKG)

Meist durch eine missglückte Republikflucht oder grundlose Verhaftung der Eltern wurden die Kinder von ihren Eltern getrennt. Die Kinder waren damals alle zwischen drei und sechzehn Jahren alt.

Zu den perfiden Maßnahmen der DDR-Obrigkeit gehörte, die Kinder kurzfristig in Heimen unterzubringen, im schlimmsten Fall zur Adoption frei zu geben. Fragten die Kinder nach dem Verbleib der Eltern, erklärte man ihnen, sie arbeiten jetzt im Ausland und ähnliche Lügen.

Gelang es den Verwandten, die Kinder in private Obhut aufzunehmen, war das natürlich die bessere Option zum Heim. Wenn bekannt wurde, die Eltern sind im Gefängnis, war die Scham für die Kinder unerträglich. Gerade in der Schule – oder auch schon im Kindergarten – hatten Lehrer keine Scham, die Kinder wegen der Eltern zu demütigen. Die Fürsorge des Staates galt diesen Kindern nicht. Die lange Haftzeit der Eltern über Jahre, die zwangsweise Trennung der Kinder von den Eltern hat teilweise beträchtliche Schäden hinterlassen, wie Verdrängung, Ablenkung, Beziehungsprobleme, Angst, Misstrauen, Unklarheiten zwischen Eltern und Kindern: Warum diese Verhaftung und Desinformation?

Dieser Schmerz, der nicht vergehen will, lange verdrängt wurde, macht sich nunmehr Luft. Etwa so, wenn betroffene Kinder ihre Mütter fragen, warum sie ohne eine Erklärung einfach getrennt wurden, bis hin zu Vorwürfen, sie einfach verlassen zu haben. Das an den Kindern verübte DDR-Unrecht wirkt bis heute – in die nächste Generation.

Wie leben diese Kinder heute? Stille und Schweigen bestimmten die Wiedervereinigung der Familie. Nach der Haft und der Wiedervereinigung der Familie war die Annäherung mühsam und schwierig.

Glücklicherweise gibt es auch die Kinder, die trotz Traumata und langer Trennung im späteren Leben keine Schwierigkeiten im Alltag haben, glücklich und zufrieden leben. Aber es gibt eben den andern Teil der Kinder, der Probleme im Alltag, in der Arbeit, in der Familie hat. Es fällt schwer nachzuweisen, ob die Ursache auf das erlittene DDR-Unrecht führt.

Es ist an der Zeit, die Öffentlichkeit für dieses Thema zu sensibilisieren und in der Perspektive eine Studie, neben den schon bestehenden, und ein Forschungsprojekt zu erstellen.

Unser Fazit: Diese Kinder, „die Vergessenen Kinder“, haben als Opfer-Abhängige unter staatlich verordnetem Unrecht der DDR gelitten. Bei der Aufarbeitung der SED-Diktatur wurde diese Opfergruppe kaum bzw. nicht berücksichtigt. Ob sie unter irgendwelchen Traumata leiden, sei dahingestellt. Ihnen gebührt Anerkennung als DDR-Opfer und Rehabilitation – ein Ausdruck von Respekt, Wertschätzung und Wohlwollen von Seiten des Staates und der Gesellschaft wäre eine angemessene Form und zwar unabhängig davon, in welchem gesundheitlichen oder wirtschaftlichen Zustand sich diese Personen heutzutage befinden.

Möge es gelingen!

„Mitkommen!“

Elke Schlegel, Regionalbeauftragte der UOKG für Rheinland-Pfalz



Elke Schlegel (Foto: UOKG)

„Mitkommen!“, brüllt der ranghöchste Stasi-Offizier in der Eingangstür und stürmt an mir vorbei in unserer Wohnung. Plötzlich stehen fünf Männer und eine Frau vor mir. Sie in Uniform, ich im Morgenmantel. Ihre Blicke klagen an, ihre Sprache ist eisig. „Es geht um die Klärung eines Sachverhaltes“, sagt der Offizier. Die Frau kommandiert mich ins Schlafzimmer: „Ziehen Sie sich an. Ist das Ihr Sohn?“ – „Ja.“ – „Ziehen Sie ihm auch etwas an.“ Thomas, mein Mann, folgt den Anweisungen eines Offiziers. Alles muss schnell gehen: Pyjama aus, Hose und Pullover an. Raus zum Auto.

Vor dem Haus trennen sie uns. Drei Offiziere drängen Thomas in einen Wartburg, fahren mit ihm stadtauswärts. Der Rest des Verhaftungskommandos fährt Tony und mich ein paar Straßen weiter zu meiner Mutter. Ich klingele sie aus dem Bett. Die Stasi-Frau rückt nicht von meiner Seite. Es bleibt nur Zeit für hastige Worte im Treppenhaus. „Mutti, ich werde Dich nie wiedersehen. Pass auf Tony auf.“ Dann knie ich mich runter zu meinem zweieinhalbjährigen Sohn und drücke ihn fest an mich. „Ich gehe Dir was Schönes kaufen, bin bald zurück.“ Was für eine Lüge! Ich könnte losheulen. Aber es wäre ein Triumph für die Stasi-Frau.

Das war am 28. März 1984 in Jena. Und so oder ganz ähnlich liefen viele Verhaftungen ab.

Sehr geehrte Damen und Herren,

mein Name ist Elke Schlegel und ich bin die Mutter eines Sohnes, den ich am Tag meiner Verhaftung mit der größten Lüge meines Lebens zurückgelassen habe. Ich verabschiedete mich mit den Worten: „Die Mutti geht Dir was Schönes kaufen und kommt gleich zurück.“

Ich darf mich zunächst ganz herzlich für die Einladung zu diesem Kongress unter der Überschrift „Vergessene Kinder – die Nachkommen politisch Verfolgter“ bedanken.

In der Denkschrift der Bundesregierung zum Einigungsvertrag heißt es ausdrücklich, dass die Rehabilitierung aus rechtspolitischen humanitären und sozialen Gründen geboten sei, um das Unrecht und seine Auswirkungen im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zu beseitigen.

Es geht uns heute um die Kinder von ehemaligen politischen Gefangenen, die während der Haftzeit ihrer Eltern der diktatorischen Willkür und den Repressionen in der DDR ausgesetzt waren. Diese Gruppen erhalten bislang keine Ausgleichsleistungen. Es geht um die Anerkennung des erlittenen Unrechts.

Das Unrecht, welches den Kindern angetan wurde, deren Eltern in politischer Haft in der ehemaligen DDR waren, die von Großeltern, Geschwistern und Freunden versorgt wur-

den, die privat und ohne staatliche Fürsorge auskommen mussten, hat seit über fast drei Jahrzehnten keine Beachtung und Aufarbeitung gefunden. Uns geht es nicht um die Kinder, die in Heimen, in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe oder in stationären psychiatrischen Einrichtungen waren.

Es geht um die Kinder, die in privater Pflege bei Verwandten, Großeltern und Freunden oder linientreuen Erziehungsberechtigten untergebracht waren. Nicht nur die Eltern sind durch die Haftzeit in der DDR Opfer, auch die Kinder, die über Jahre getrennt und ohne Kontakt zu ihren Eltern waren. Auch diese Kinder sind politisch Verfolgte. Es geht um die Kinder, die allein waren, wenn im Kindergarten gesagt wurde:

„Du hast gar keine Eltern, die Dich abholen.“

Oder: „Deine Eltern sind Verbrecher.“

Oder, wenn denen in der Schule gesagt wurde: „Du brauchst Dich gar nicht mehr zu melden. Wenn Du willst, brauchst Du gar nicht mehr zu kommen.“

Oder um die Kinder und Jugendlichen, die auf dem Schulhof von der Stasi als Spitzel missbraucht wurden.

... und um die Kinder, die erpresst wurden, sie könnten ihre Schule nicht zu Ende bringen, die, die keinen Studienplatz bekamen, nicht ihren Beruf erlernen durften, denen gedroht wurde, die Eltern verlieren ihren Beruf.

Diese Kinder hatten während der Haft der Eltern keinen Kontakt zueinander. In ganz seltenen Fällen gab es mal einen Brief, aber keinen Besuch, keine finanzielle Unterstützung. Alle Fest- und Feiertage verbrachten diese Kinder ohne eine Nachricht der Eltern. Schuleinführungen fanden ohne Eltern statt, Geburtstage und Heilige Abende verbrachten diese Kinder ohne ihre Eltern. Demütigungen, Entfremdung zu den Eltern seitens der Schule waren erlaubt. Traumatisierung war die Folge. Diese Wunden werden nie heilen.

Die Stasi verfügte über geschultes Personal. Sie nutzen es aus, dass unsere Kinder so erzogen wurden, Erwachsenen gegenüber immer nett zu sein. Dieser pervertierte Apparat von Stasi, SED, DSF, GST, FDJ und sogar den Jungen Pionieren hatte paranoide Angst, dass die Jugendlichen sich abwenden. Sie wussten innerlich, dass ihnen die Leute weglaufen und das führte dazu, dass sie sich die pervertiertesten Überwachungssysteme ausdachten.

Alle diese Diskriminierungen haben diese jungen Menschen verletzt. Das ist durch einen staatlichen Rehabilitierungsakt nicht zu heilen. Wir wollen es aber nicht mehr hinnehmen, dass den betroffenen Kindern derzeit regelmäßig eine Entschädigung versagt bleibt, obwohl ihre Eltern Opfer einer politischen Verfolgung waren, unter der auch sie gelitten haben.

Wir glauben, das ist eine der schwierigsten moralischen Fragen im Zusammenhang mit der Aufarbeitung von SED-Unrecht. Es kann keine vollständige Wiedergutmachung geleistet werden. Das geht überhaupt nicht, wenn man sich allein vorstellt, welche

Bedrängnis die Menschen erfahren haben, welches Leid sie erfahren haben, dass Menschen, die zu Unrecht inhaftiert waren oder ihren Beruf verloren haben, dass sie Jahre ihres Lebens und ihre Lebensfreude oder vielleicht sogar Gesundheit verloren haben, das kann nicht wieder gut gemacht werden. Die Entschädigung in Geld könnte nur ein klitzekleiner Ausgleich sein. Wir glauben, die gesamte Gesellschaft ist gefordert, immer wieder an der Aufarbeitung zu arbeiten und sich immer wieder bewusst zu machen, dass es die Menschen waren, die den Umsturz in der DDR herbeigeführt haben unter Einsatz ihres eigenen Lebens, und dem muss Respekt entgegengebracht werden.

Das ist aber allein nicht die Wiedergutmachung. Was man nicht rehabilitieren kann, das ist der Verlust an Menschenwürde. Wir sind heute hier für unsere Kinder, unsere Nachkommen in geeigneter Form als Opfer des DDR-Unrechtes zu entschädigen. In unserem wunderbaren demokratischen und wiedervereinigten Deutschland könnte es ein lohnenswertes Ziel sein, zum 30. Jahrestag der deutschen Einheit alle Rehabilitierungs- und Wiedergutmachungsentscheidungen tatsächlich getroffen zu haben, damit auch die SED-Opfer ungeteilt an der Freude über unser vereintes und wunderbares Land teilhaben können.

Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle für die gute und stets vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der UKOG in den letzten Jahren und wünsche mir, dass dies auch in der nächsten Zeit noch lange Bestand haben wird.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Transgenerationale Übertragung traumatischer Inhalte

Prof. Dr. Heide Glaesmer, Psychologin,
Psychologische Psychotherapeutin



Heide Glaesmer (Foto: UOKG)

Vielen Dank für die Einladung. Ich werde Ihnen jetzt einen eher theoretischen Rahmen geben. Nach mir wird meine ehemalige Kollegin, Frau Böhm, sprechen. Sie wird Ihnen etwas aus ihren Studien erzählen.

Zu meinem Hintergrund: Ich habe nicht zu politisch Verfolgten in der DDR geforscht, sondern zu Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges. Momentan beschäftige ich mich mit Kindern des Krieges. Das sind Kinder, die von Besatzungssoldaten in der Nachkriegszeit mit deutschen Frauen gezeugt wurden. In der Forschung zu den Kriegsfolgen gibt es auch eine sehr intensive Debatte über transgenerationale Effekte. Ich werde jetzt versuchen, Ihnen ein theoretisches Konzept nahezubringen, um die Grundlage für ein differenziertes

Verständnis zu liefern. Meine Kollegin Frau Böhm wird das dann mit ihren Studienergebnissen anreichern.

„Transgenerational“ heißt, wir bewegen uns zwischen zwei Generationen. Ein zweiter Begriff ist heute schon mehrmals gefallen: „Trauma“. „Trauma“ ist ein Begriff, der in unterschiedlichen Kontexten sehr unterschiedlich verwendet wird. In der klinischen Psychologie und Psychotherapie selbst, also in meinem Fachgebiet, gibt es unterschiedliche Konzepte. Ich habe eine engere Definition und deshalb werde ich diese Begrifflichkeiten noch einmal erläutern.

Einmal gibt es einen Begriff des Traumas, der eine Voraussetzung für eine posttraumatische Belastungsstörung ist. In diesem engeren Sinne, abweichend vom umgangssprachlichen Verständnis, geht es um lebensbedrohliche Erfahrungen, die das Überleben und die körperliche Unversehrtheit betreffen. Auch da gibt es wieder verschiedene Definitionen. Ich habe eine aus dem aktuellen amerikanischen Klassifikationssystem ausgewählt. Dort gibt es die Möglichkeit, auch Zeugenschaft als traumatisches Ereignis zu verstehen. Traumatisierend kann danach auch wirken, wenn man zum Beispiel zuschaut, wie einem anderen etwas passiert.

Ein weiterer Begriff der klinischen Psychologie ist der der „kritischen Lebensereignisse“. Dabei geht es um Lebensereignisse, die eine Zäsur im Geschehensablauf darstellen, die man häufig auch als Einschnitte oder Übergänge im Lebenslauf beschreibt, wenn man sie retrospektiv betrachtet. Dazu gehören solche Ereignisse wie ein Arbeitsplatzverlust, eine Scheidung, der Verlust eines nahen Angehörigen.

Ein dritter Aspekt betrifft Erfahrungen des Missbrauchs und der Vernachlässigung, auf Englisch „childhood adversities“. Diese lassen sich wiederum in fünf Untergruppen unterteilen: emotionaler, sexueller, körperlicher Missbrauch sowie emotionale und körperliche Vernachlässigung. Alle diese Begriffe spiegeln Erfahrungen wider, die Menschen belasten und sehr unterschiedliche psychische Folgen haben können. Bei kritischen Lebensereignissen wissen wir, dass das mit anderen Belastungsreaktionen, zum Beispiel Depressionen, verbunden ist. Bei den „childhood adversities“ gibt es ein sehr breites Spektrum an psychischen Folgen, weil diese Kinder und Jugendliche in der Entwicklung treffen, in einer vulnerablen, also verletzlichen, Phase. Wir wissen heute, dass das sehr, sehr langfristige Folgen haben kann.

Kommen wir zurück zum engen Trauma-Begriff. Hier wird meistens zwischen Typ-1- und Typ-2-Traumata unterschieden. Einmal, ob das Ereignis einmalig, zeitlich umgrenzt passiert. Das wäre beispielsweise ein Verkehrsunfall. Typ-2-Traumata betreffen dann Fälle, wo etwas über einen längeren Zeitraum und wiederholt stattfindet. In beiden Fällen unterscheiden wir sogenannte akzidentielle und interpersonelle Traumatisierungen. Akzidentuell wäre das, was eher zufällig passiert, wie eine Naturkatastrophe. Interpersonelle Traumata sind menschengemacht. Wenn wir also über Kriege reden oder über politische Inhaftierung, haben wir es mit Typ-2-Traumata zu tun, die menschengemacht sind.

Meist sind das keine singulären Ereignisse. Sie passieren wiederholt und über längere Phasen. Aus der Forschung wissen wir, dass dieser Typ der ist, der auch die langfristigen und schwerwiegendsten Folgen hat. Man muss allerdings sogleich hinzufügen, dass nicht jedes Trauma in eine psychische Störung mündet. Das Risiko einer posttraumatischen Belastungsstörung liegt bei Vergewaltigung beispielsweise bei etwa 50 Prozent. Es trifft also jede zweite Überlebende. Das heißt aber auch, 50 Prozent entwickeln keine posttraumatische Belastungsstörung.

Grundsätzlich haben wir es mit einer Vielfalt von Folgen traumatischer Erfahrungen zu tun. Ich will jetzt nicht alle aufzählen. Es gibt die klassischen Traumafolgestörungen, also verschiedene psychische Störungen, die Folgen von traumatischen Erfahrungen sind, z.B. posttraumatische Belastungsstörungen, Anpassungsstörungen und so weiter. Dazu gehört auch die komplexe posttraumatische Belastungsstörung

Es gibt noch weitere psychische Störungen, von denen wir wissen, dass das Risiko diese zu entwickeln erhöht ist, wenn man traumatische Erfahrungen gemacht hat. Wichtig, nur im allgemeinen Verständnis noch nicht so etabliert, ist das Phänomen, dass durch Traumatisierung das Risiko verschiedener körperlichen Erkrankung um ein Vielfaches erhöht ist. Dazu gehören vor allem chronische Erkrankungen. Eines der Symptome der PTBS besteht in einer chronischen Übererregung. Die Stressverarbeitung ist verändert. Damit wird der Körper sehr belastet. Die Beobachtung demenzieller Veränderungen ist was relativ Neues. Es wurden bisher leider vor allem US-Kriegsveteranen daraufhin untersucht. Ich weiß nicht, ob diese Beobachtungen auf andere Gruppen übertragbar sind. Aber es gibt inzwischen ganz gute Evidenz, dass die Wahrscheinlichkeit demenzieller Erkrankung bei traumatisierten Menschen erhöht ist.

Es gibt auch, wenn ich mal die Ebene der Störung verlasse, eine ganze Menge anderer Folgen. Es kann – je nachdem, was man erlebt hat und in welcher Lebensphase man das erlebt hat – zu veränderten Bindungsmustern kommen, also dass ich mich anders zu Menschen in Beziehung setze, weil ich nicht mehr vertraue. Es kann sein, dass ich ein grundsätzliches Gefühl von Ängstlichkeit entwickle, ein Gefühl von Unsicherheit und Gefahr. In der englischen Literatur wird der Begriff „world assumptions“ benutzt. Er beschreibt meine Überzeugung, ob die Welt gut oder vielleicht gefährlich ist oder ob man den Menschen vielleicht nicht vertrauen darf.

Damit habe ich zunächst das beschrieben, was direkt in der Erlebnissgeneration passiert. Das betrifft also Menschen, die selbst eine traumatische Erfahrung haben. Wenn wir uns mit transgenerationalen Effekten beschäftigen, dann geht es aber um die Frage, was zwischen den Generationen passiert.

Wir haben vorhin zwei Beispiele gehört, die dem klassischen Konzept von transgenerationaler Übertragung widersprechen [gemeint sind die Vorträge von Elke Schlegel und Konstanze Helber]. In diesen Fällen sind die Kinder selbst Opfer. Bei der transgenerationalen Übertragung geht es aber um die Annahme, dass es einen Effekt auf die nachfolgende Generation (oder sogar auf mehrere Generationen) geben kann, obwohl die Nachkommen zum Zeitpunkt des Erlebten noch nicht auf der Welt waren. Wenn wir also an die Forschung zum Holocaust oder zum Zweiten Weltkrieg denken, dann geht es um Kinder, die selbst nicht Opfer sind und dennoch von den traumatischen Erfahrungen ihrer Eltern beeinträchtigt wurden. Nun muss man fragen: Was wird eigentlich übertragen? Und wie passiert das?

Hierzu muss man sich noch einmal den Begriff der transgenerationalen Weitergabe anschauen. Wenn man biologische Mechanismen untersucht, dann macht das Sinn, danach zu schauen, was von der älteren Generation auf die jüngere weitergegeben wird. Wenn man sich jedoch familiendynamische Aspekte anschaut, dann glaube ich, dass diese einseitige Gerichtetheit als Annahme wenig sinnvoll ist. Kinder, die mit ihren Eltern etwas Bestimmtes erleben, reagieren darauf. Es findet also immer ein Austauschprozess zwischen den Generationen statt.

Wenn ein Elternteil also, weil es traumatisiert ist, vielleicht auch eine posttraumatische Belastungsstörung erlitten hat, in einer bestimmten Art und Weise für ein Kind emotional verfügbar ist oder eben nicht, dann wird das Kind darauf auch reagieren. Es gibt also auch wieder einen Effekt der Kinder zurück auf die Eltern. Dieser Effekt wird durch den moderneren Begriff „intergenerational aspects of trauma“ beschrieben.

Die meiste Forschung zur transgenerationalen Übertragung traumatischer Erfahrungen stammt aus der Forschung zu den Überlebenden des Holocaust. Hier gibt es eine lange Forschungstradition. Sie reicht mit dem „survivor syndrom“ [deutsch: Überlebenssyndrom, Überlebensschuld-Syndrom] zurück bis in die 1960er Jahre.

Man hat damals mit einem eher einfachen Konzept angefangen, das besagte: Die Kinder bekommen unmittelbar eine psychische Störung, weil die Eltern eine hatten. Davon sind

wir heute weg. Es sind dann die Fragen gestellt worden: Was kann eine zweite Generation traumatisiert haben? Wie passiert das? Welche Vorstellungen es dazu gibt, das möchte ich Ihnen an einem Modell erklären, welches ursprünglich für Holocaust-Überlebende entwickelt worden ist. Ich denke, vieles davon kann man auch auf andere Gruppen mit ähnlich schweren Traumatisierungen übertragen.

Zunächst stelle ich die Frage, was da eigentlich übertragen wird. Das ist ein Thema, das auch in den Medien präsent ist. Dort wird aus meiner Sicht oft recht unkritisch mit diesem Begriff umgegangen. Es wird selten genau gesagt, was da passiert. In dem Modell von Kellermann hingegen werden vier Bereiche unterschieden. Siehe Folie 1. ²

| Inhaltsbereich | Typische Befunde |
|--------------------------------|--|
| Selbst | Beeinträchtigter Selbstwert mit persistierenden Identitätsproblemen Überidentifikation mit dem »Opferstatus« der Eltern Hohe Leistungsorientierung, um die Verluste der Eltern zu kompensieren Auftrag, Ersatz für verlorene Angehörige zu sein |
| Kognition | Katastrophisierende Erwartungen Sorgenvolle Beschäftigung mit dem Thema Tod Belastung durch holocaustassoziierte Reize |
| Affektivität | Vernichtungsängste und Alpträume mit Verfolgung Missstimmungen im Zusammenhang mit Gefühlen von Verlust und Trauer Ungelöste Konflikte im Zusammenhang mit Ärger und Schuld |
| Interpersonelles Funktionieren | Übermäßige familiäre Bindung und Abhängigkeit oder übermäßige Unabhängigkeit und Schwierigkeiten, enge Bindungen einzugehen bzw. mit interpersonellen Konflikten umzugehen |

Tabelle 1: Inhalte transgenerationaler Übertragung (nach Kellermann)

Das eine ist das Selbst. Es spielt beispielsweise ein beeinträchtigter Selbstwert eine Rolle. Es gibt Identitätsprobleme insofern, dass es eine Überidentifikation mit dem Opferstatus der Eltern geben kann. Das ist jetzt ein Beispiel aus der Holocaustforschung. Leistungsorientierung könnte eine Rolle spielen. Das sind alles Phänomene, die bei Holocaust-Überlebenden auch gezeigt wurden.

Man kann sich das auch auf der Ebene der Kognition, also des Denkens anschauen. Dazu gehören katastrophisierende Erwartungen. Dazu gehört auch, dass das Thema Tod eine große Rolle spielt, man sich damit immer wieder auf eine Art und Weise auseinandersetzt, die vielleicht für den Lebensabschnitt, in dem man sich befindet, eher untypisch ist. Auch,

2 Quelle: Glaesmer H, Reichmann-Radulescu A, Brähler E, Kuwert P, Muhtz C (2011). Transgenerationale Übertragung traumatischer Erfahrungen – Wissenstand und theoretischer Rahmen und deren Bedeutung für die Erforschung transgenerationaler Folgen des Zweiten Weltkrieges in Deutschland. *Trauma & Gewalt – Forschung und Praxisfelder*, 5, S. 330-341 (hier: 332).

dass man auf bestimmte Reize – hier jetzt auf den Holocaust bezogen – in besonderer Weise reagiert.

Dann kann man sich das auf der Ebene der Gefühle anschauen. Das ist interessant, da gibt es immer wieder auch Geschichten, dass Kinder von Holocaust-Überlebenden Träume über Erlebnisse haben, die sie nicht selbst erlebt haben. Da geht es beispielsweise um Verfolgungsträume oder ähnliches.

Anschauen kann man das auch auf der interpersonellen Ebene. Da geht es um familiäre Bindung. Da gibt es sehr spezifische Dinge, die auch beschrieben sind. Sie drückt sich auf der einen Seite in einer übermäßigen Unabhängigkeit aus, oder im Gegenteil darin, dass die Familienmitglieder nach dem Holocaust ganz nah zusammengedrückt sind. Diese Familien waren so etwas wie eine feste Burg, aus der man allerdings auch nicht raus konnte – und in die auch niemand rein konnte.

In einem zweiten Schritt wird nun nicht mehr gefragt, was übertragen wird. Gefragt wird nach dem Weg der Übertragung. Ich möchte im Folgenden vier derartige Wege erläutern. Man kann sich das unter einem psychodynamischen Blickwinkel anschauen. Das Medium sind dann die interpersonellen Beziehungen. Das können unbewusst übertragene Emotionen sein. Man kann sich das auch unter soziokulturellem Blickwinkel anschauen, also im Sinne von Sozialisation. Dazu gehört dann Erziehung oder Modelllernen. Ein weiterer Blickwinkel ist der familien-systemische Blickwinkel, also die Frage, wie z.B. in der Familie kommuniziert wird. Dazu werde ich später noch etwas sagen. Schließlich kann man sich das natürlich auch biologisch anschauen. Auch dazu werde ich noch Befunde vorstellen.

Kommen wir zunächst zu den psychodynamischen Mechanismen. Hier gibt es verschiedene Befunde. Unter anderen den, dass nicht bewusst erlebte Emotionen an die nächste Generation weitergegeben werden.

Hier gibt es den unbewussten Vorgang der Identifikation. Das ist ein Vorgang, durch den ein Subjekt, also eine Person, einen bestimmten Aspekt, also beispielsweise ein unerträgliches Gefühl oder eine Eigenschaft, aufnimmt und danach handelt. Diese projektive Identifizierung im Verständnis der psychodynamischen Theorie ist ein Abwehrmechanismus. Es geht darum, dass unerwünschte oder unerträgliche Vorstellungen aus dem eigenen Selbstbild der traumatisierten Personen – also z.B. der Eltern – in das Kind hinein verlagert werden. Das Kind wird dann mit dieser Eigenschaft oder dieser Emotion identifiziert. Man stellt sich das so vor, dass es in dem Moment besser kontrollierbar und bearbeitbar wird, wo es in jemand anderen hinein verlagert worden ist. Es ist dann nicht mehr so unerträglich, als wenn es noch in einem selbst ist. Da geht es zum Beispiel um Trauer oder Verlust. Alles, was so überbordend ist, dass man damit selbst nicht umgehen kann. Das Ziel besteht darin, dass etwas erlebbar gemacht, kontrollierbar gemacht wird.

Häufig findet man bei Holocaust-Überlebenden die Identifikation der Kinder mit der Lebensgeschichte der Eltern. Vielleicht hören wir im Laufe des Tages noch etwas dazu, wie das bei politisch Verfolgten und deren Kindern ist. Bei Holocaust-Überlebenden gab

es dazu die Beobachtung, dass die Kinder in zwei Realitäten leben, nämlich in ihrer Welt – also in ihrer Gegenwart – und gleichzeitig in der Vergangenheit der Eltern. Sie haben also nicht nur in der Zeit ihrer Generation gelebt. Sie waren auch immer ein Teil der Eltern, deren Erlebnissen und deren Realität. Es gibt typische Beispiele, von denen ich nicht glaube, dass sie sich übertragen lassen. Sie kennen sie aber vielleicht aus Romanen. Es gab für verlorene Angehörige Ersatz- und Kompensationsfunktionen. Es gibt Romane und Filme, in denen es auftaucht. So benannten beispielsweise Holocaust-Überlebende die Kinder nach verlorenen Angehörigen. Das war für diese Kinder auch eine Last, manches wurde auch als unbewusster Auftrag verstanden. Etwa in der Weise: „Mein Bruder wollte Arzt werden. Dazu ist es nicht gekommen. Jetzt musst Du das, jetzt musst Du Medizin studieren.“

Das Folgende habe ich schon mal angesprochen: Es gibt ein Übermaß an Fürsorge und behütender Liebe. Verbunden ist damit eine Förderung von Bindung und Abhängigkeit bis hin zu einer fast symbiotischen Beziehung. Dann kommen die Kinder aus dieser Burg der Familie gar nicht heraus. Ein weiteres Feld ist dann die Kinderperspektive. Die Kinder wissen um die Verletzung der Eltern. Sie leben in diesen symbiotischen Beziehungen und können ihre eigenen Autonomiewünsche nicht ausleben, weil sie die Eltern nicht verletzen wollen. Sie hätten dann Schuldgefühle. So gestaltet sich die Ablösung vom Elternhaus schwierig.

Man kann sich das, wie gesagt, auch auf der soziokulturellen Ebene anschauen. Wenn man das tut, dann spielen soziale Normen und Überzeugungen eine große Rolle. Eine Rolle spielt auch der gesellschaftliche Diskurs über die historische Wahrheit. Deshalb setzen sich so viele damit auseinander – sowohl in Bezug auf politische Verfolgung in der DDR, als auch in Bezug auf den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg. Ich habe das für den Holocaust und den 2. Weltkrieg beschrieben. Wenn man das auf politische Inhaftierung in der DDR überträgt, dann besteht ein Unterschied darin, dass man das bis 1989 nicht öffentlich besprechen konnte. Man konnte nur in sehr vertrauten Kreisen darüber reden. Erst nach 1989 hat sich das verändert. Es hat natürlich Einfluss auf die Verarbeitung des Erlebten, ob man als Opfer anerkannt wird, ob man darüber reden darf. Sie [gemeint sind Frau Helber und Schlegel/CS] haben schon gute Beispiele angeführt, was den Kindern passiert ist. Genau das sind soziokulturelle Mechanismen, die da eine Rolle spielen.

Aus meiner Sicht ganz wichtig sind familiensystemischen Mechanismen. In der Literatur findet man immer wieder, dass es typische Bindungs- und Kommunikationsstile von traumatisierten Eltern gibt, dass sie ein spezifisches Erziehungs- und Pflegeverhalten zeigen. Eine erhöhte Wahrscheinlichkeit – das betrifft also nicht jeden – gibt es auch, wenn man durch eine Traumatisierung so belastet ist, dass man ein anderes Verhalten gegenüber einem Kind zeigt, als jemand der nicht traumatisiert ist. Forschungen haben gezeigt, dass ein ängstliches, hilfloses, inkonsistentes Erziehungsverhalten beobachtet wird. Es gibt Studien, die zeigen, dass die intuitiven Kommunikationskompetenzen – also das Verstehen von Situationen und das Darauf-Reagieren – beeinträchtigt sein können. Der Sprachstil kann verändert sein. Zur Symptomatik einer posttraumatischen Belastungsstö-

rung gehört es auch, dass man Intrusionen erlebt. Diese bestehen zum Beispiel in einem unmittelbaren Wiedererleben von traumatischen Sequenzen in Form von Tagträumen. Das führt dazu, dass man Abbrüche in den Gedanken hat, dass man nicht ansprechbar ist. Wir nennen das dissoziiert, wenn man solche absenz- und tranceartigen Zustände hat.

Ich habe vorhin gesehen, dass es noch einen Film gibt.³ In dessen Titel steckt etwas, was für die Holocaust-Überlebenden mit dem Begriff „conspiracy of silence“ umschrieben wurde, dem „Schweige-Pakt“. Damit ist gemeint, dass die Eltern über das Erlebte oft nicht gesprochen haben, um ihre Kinder damit nicht zu belasten. Und auf der anderen Seite des Paktes steht, dass die Kinder nicht fragen, um ihre Eltern nicht auf das Erlebte zu stoßen. Dieses Phänomen findet man auch in anderen Familien-Systemen mit traumatischen Erfahrungen wieder. Man findet es auch bei den Besatzungskindern, mit denen ich mich beschäftige. Mütter haben nicht über die Beziehung erzählt, die sie hatten. Sie schwiegen über den Hintergrund der Zeugung der Kinder. Daraufhin haben die Kinder ganz oft auch nicht gefragt, weil sie ahnten, keine Antwort zu bekommen.

Das Wissen um diesen Schweigepakt ist, glaube ich, etwas ganz Wichtiges. Ich glaube, jeder von uns kann verstehen, dass das Sprechen darüber zur Verständigung und auch zum gegenseitigen Verständnis beiträgt. Und deshalb ist auch diese Veranstaltung hier ganz wichtig.

Jetzt will ich ganz kurz noch etwas zu biologischen Mechanismen sagen. Man kann grundsätzlich zwei Mechanismen unterscheiden. Die einen nennt man „developmental programmed effects“. Das heißt, dass es aufgrund von frühen ungünstigen Entwicklungsbedingungen zu bestimmten Effekten auf die Kinder kommt. Das kann sich auf das frühe postnatale Fürsorgeverhalten direkt nach der Geburt beziehen oder auch auf eine Stress-Exposition während der Schwangerschaft.

Untersucht werden auch epigenetische Veränderungen. Bei der Epigenetik geht um die Aktivierung oder Deaktivierung von Genen, die schon vor der Zeugung des Kindes geschehen können. Wenn also jemand traumatisiert ist, gibt es möglicherweise epigenetische Veränderungen, die dazu führen, dass es dann Effekte auf das Kind gibt. Von Rachel Yehuda stammt eine ganz aktuelle Übersichtsarbeit.⁴ Rachel Yehuda hat diesen Bereich am intensivsten erforscht. Sie hat zum Holocaust geforscht, zu Müttern, die während des Angriffs auf das World-Trade-Center schwanger waren – und hat sich dann die Kinder angeschaut. Das ist dann die Übertragung während der Schwangerschaft. Ich fasse es einfach ganz kurz zusammen: Es gibt ganz gute Studien in Tiermodellen. Alles was es dazu an Studien an Menschen gibt, ist in seiner Aussage eher uneinheitlich. Als Grund dafür lässt sich anführen, dass man am Tiermodell, also beispielsweise an Mäusen, alle Bedingungen im Labor kontrollieren kann. Und wenn wir uns überlegen, wie so ein Leben mit Kindern verläuft, dann geht es um eine Unzahl von methodischen Herausforderungen.

3 Gemeint ist der Film „Jeder schweigt von etwas anderem“.

4 Yehuda R, Lehrner A (2018). Intergenerational transmission of trauma effects. Putative role of epigenetic mechanisms. *World Psychiatry*, 17, 3243–257.

Es geht dabei beispielsweise um die zeitliche Ordnung der Ereignisse. Wenn es also um genetische oder epigenetische Effekte auf die Kinder geht, dann kann das während der Schwangerschaft geschehen. Es ist auch möglich, dass die Kinder erst nach dem traumatischen Ereignis oder dem Ende der Sequenz gezeugt werden. Wie lang ist der Abstand dazwischen? Wie lange kann so etwas wirken?

Wir haben eine Lebensspannenperspektive mit sehr vielen anderen Ereignissen, die in unserem Leben passieren. Es gibt auch immer wieder viele positive Dinge und das heißt, es gibt auch immer wieder schützende Effekte, die eine Rolle spielen. Es gibt eine ganze Reihe von Umweltbedingungen, die zusätzlich einwirken. Und es gibt auch bei diesen Studien noch mal Unterschiede zwischen Männern und Frauen.

Es ist eine sehr, sehr spannende Fragestellung, aber bislang gibt es noch keinen eindeutigen Pfad, von dem man sagen kann: Da gibt es biologische Mechanismen, die wir beim Menschen gut zeigen können. Und man kann sich natürlich auch die Frage stellen, inwieweit die Resilienz – also die Widerstandsfähigkeit gegenüber widrigen Bedingungen – vielleicht auch übertragen werden kann.

Zur empirischen Evidenz. Was wissen wir über transgenerationale Transmission? Wenn man Holocaust-Überlebende in großen Bevölkerungsstudien vergleicht, dann ergibt sich kaum Evidenz dafür, dass die Kinder häufiger psychisch belastet sind, als Kinder, die keine Holocaust-Überlebenden in der Familie haben. Es gibt eine Studie von Rachel Yehuda, die eine solche Übertragung gezeigt hat.⁵ Alle anderen Studien nicht, darunter auch eine Übersichtsarbeit, die viele Einzelstudien zusammenfasst.⁶ Was wir heute darüber wissen, weist eher darauf hin, dass die zweite Generation – also die Kindergeneration – möglicherweise eine erhöhte Verletzlichkeit gegenüber Belastungen aufweist. Mit anderen Worten: Wenn es bei den Kindern zu zusätzlichen Belastungen kommt, ist die Wahrscheinlichkeit höher, eine psychische Störung zu entwickeln. Das zeigt beispielsweise eine Studie von Lea Baider, die Brustkrebspatientinnen unter der Fragestellung angeschaut hat, ob es in der Elterngeneration Holocaust-Überlebende gab oder nicht.⁷ Kinder, die Holocaust-Überlebende in der Familie hatten, zeigten eine höhere Wahrscheinlichkeit, im Rahmen der Krebserkrankung eine psychische Belastung zu entwickeln. Es gibt eine zweite Studie von Zahava Solomon, die sich israelische Soldaten im Libanon-Krieg angeschaut hat.⁸ Da war es auch wieder so, dass diejenigen häufiger psychische Belastungen durch den Kriegseinsatz entwickelt haben, die in der älteren Generation Holocaust-Überlebende hatten. Aus meiner Sicht ist die Befundlage nicht eindeutig. Das ist eigentlich eine positive Nachricht.

Ich berichte noch kurz über die Ergebnisse der Forschung zum Zweiten Weltkrieg. Der Befund ist da sehr ähnlich. Es gibt dazu ein aus meiner Sicht sehr gutes Buch über den

5 Yehuda, Bell, Bierer, M., & Schmeidler. (2008). Maternal, not paternal, PTSD is related to increased risk for PTSD in offspring of Holocaust survivors. *Journal of Psychiatric Research*, 42(13), 1104–1111.

6 Kellermann, N.P.F. (2001b). Transmission of Holocaust trauma – An integrative view. *Psychiatry-Interpersonal and Biological Processes*, 64(3), 256–267.

7 Baider 2000.

8 Solomon 1988. Präzise Angabe bei der Autorin erfragen.

Hamburger Feuersturm. In diesem Projekt wurden Zeitzeugen, Kinder und Enkel untersucht.⁹ Dazu haben Historiker und Psychoanalytiker zusammengearbeitet. Sie haben unter anderem narrative Interviews durchgeführt. Die Autoren haben sich vor allem diese Transmissions-Muster angeschaut. Sie haben danach geschaut, was da eigentlich zwischen den Generationen passiert. Es gibt auch eine kleine Teilstudie, in der die psychische Belastung gemessen wurde. Tatsächlich fand man da kleine Effekte. Man muss jedoch einschränkend hinzufügen, dass das ein hochselektives Sample ist. Die Zeitzeugen waren über Zeitschriftenartikel eingeladen worden. Nur ein Teil der Kinder hat teilgenommen und ein noch kleinerer Teil der Enkel. Da sind also Selektionsprozesse drin, die man nicht sauber kontrollieren kann.

Ich zitiere aus dem Aufsatz von Ulrich Lamparter und Christa Holstein: „Für eindeutige und klinische Folgeerkrankungen ließen sich im Interviewmaterial keine Hinweise finden. Nur im eher subklinischen Bereich gab es Hinweise auf Folgen, vor allem in der Entwicklung von Ängsten...“¹⁰ Das ist eine Beobachtung, die wir immer wieder finden, die immer wieder präsent ist in den Erzählungen von Betroffenen, aber auch der nachfolgenden Generation. Da geht es um Verlustängste, mangelnde Geborgenheit, Angstträume... Auch in dieser Studie hat man gefunden, dass diese Träume auftauchen oder Panik. Man hat gefunden, dass die Kinder Brandgeruch wahrgenommen haben. Der Hamburger Feuersturm war ja eine Folge der Bombardierung Hamburgs, durch die es zu einem extremen Brand in der Stadt kam. Die Kinder haben davon Träume, obwohl sie das Ereignis selbst nicht erlebt haben. Sie haben es auch von den Eltern nicht unbedingt erzählt bekommen. Sie träumen also nicht die Geschichten der Eltern, die sie erzählt bekommen haben, sondern sie haben eigene Träume darüber, was ich außerordentlich spannend finde.

Die Autoren beschreiben transgenerationale Prozesse, also Abläufe zwischen den Generationen. Ein Phänomen nennen die Analytiker „Absperrung“, also das Unsagbare nicht sagen können oder wollen, etwas in sich begraben. Geschichten werden in geschönter oder idealisierter Form tradiert. Das kennen Sie vielleicht aus ihren eigenen Familien, wenn man die Narrative über den Zweiten Weltkrieg anschaut. Da sind manchmal viele emotionale Inhalte nicht drin.

Es gibt weiterhin die direkte Übertragung von Affekten und Szenen, auch Re-Inszenierungen. Ein sehr typisches Element war die Aufbewahrung und Weitergabe von „Reliquien“. Darüber gab es auch eine Ausstellung. Sie zeigte bestimmte Gegenstände, die beispielsweise aus dem ausgebombten Haus gerettet wurden oder die man auf der Flucht mitgenommen hat.

Häufig – und das ist wohl etwas ganz Typisches – werden Lücken in den Erzählungen, fehlende Bestandteile, durch Phantasie der Kinder ergänzt.

⁹ *Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien. Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen.* Hrsg. v. Lamparter, Ulrich; Wiegand-Greife, Silke; Wierling, Dorothee, Göttingen 2013.

¹⁰ *Ebenda*, S. 256.

Insgesamt ist es über dieses Forschungsprojekt zu einer intensiven Auseinandersetzung zwischen den Generationen gekommen. Es wäre sicherlich interessant, darüber zu reden, inwieweit das auch beim Thema politischer Verfolgung in der DDR eine Rolle spielt. Zum Thema des Zweiten Weltkrieges erleben wir diese Auseinandersetzung in den letzten 15–20 Jahren zunehmend. Sie findet auch in den Medien, Büchern und Filmen statt. Über die gemeinsame Geschichtsarbeit, beispielsweise die Interviews, sind die Generationen miteinander ins Gespräch gekommen. Dabei stellte sich heraus, dass beim Thema Zweiter Weltkrieg diese Transgenerationalität nur ganz selten in Frage gestellt wird. Es ist eher so, dass es eine unkritische Annahme der Transgenerationalität gibt und man sich fragen kann, welche Bedeutung das hat.

Bei den Studien zum Zweiten Weltkrieg haben wir das Problem, dass wir viele Menschen nicht mehr untersuchen können, weil sie nicht mehr leben.

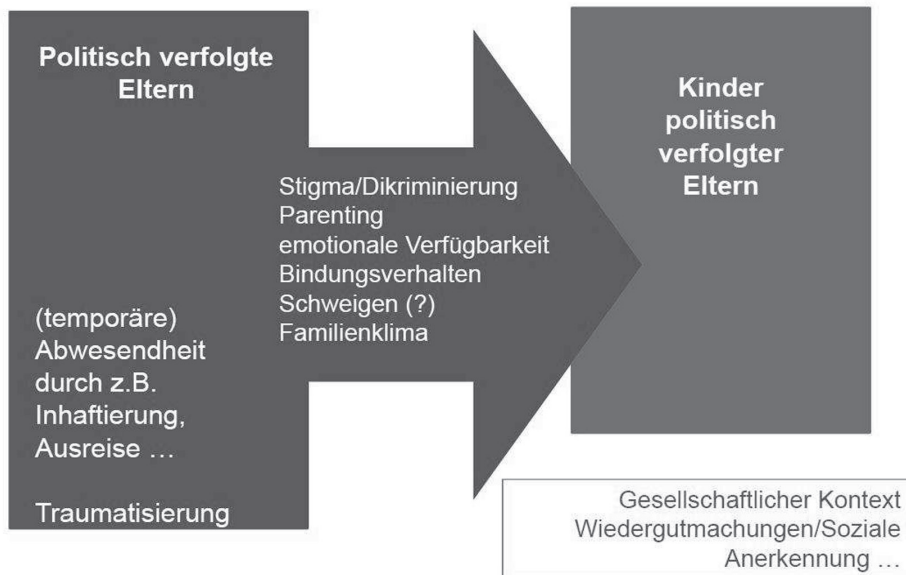
Die große Frage bleibt immer noch, wonach wir eigentlich suchen, wenn wir uns mit transgenerationalen Effekten beschäftigen. Geht es wirklich darum, ob es psychische Belastungen in der Nachfolgeneration gibt? Oder wollen wir uns eigentlich etwas anderes anschauen? Wollen wir vielleicht typische Bindungsmuster anschauen, Strategien zur Emotionsregulation? Wollen wir uns etwas auf der Ebene der Neurobiologie suchen oder wollen wir bestimmte kommunikative Stile anschauen? Was wir uns auch immer anschauen, immer gibt es – manchmal auch über Jahrzehnte – ein Zusammenspiel von Schutz- und Risikofaktoren. Mir stellt sich dabei immer auch die Frage, inwieweit man nicht nur auf negative Folgen schaut, sondern inwieweit wir auch positiven Folgen oder Resilienz wahrnehmen können.

Bei der zeitlichen Abfolge der Geschehnisse steht die Frage, wann das Kind geboren ist. Sie [gemeint sind Frau Schlegel und Frau Helber/CS] haben vorhin ein Beispiel gebracht. Wenn die Kinder schon auf der Welt waren, wenn die Eltern inhaftiert wurden, dann geht es aus meiner Sicht nicht ausschließlich um transgenerationale Effekte. Dann sind die Kinder für sich selbst Opfer. Sie waren von dem Verlust der Eltern unmittelbar betroffen.

Ich habe jetzt nur über die Generation der Kinder gesprochen. Man kann das natürlich auch ausweiten und sich Enkel und so noch spätere Generationen anschauen.

Diese Ergebnisse kann man nun versuchen, auf die politisch Inhaftierten zu übertragen. Meine Kollegin [Maya Böhm im nächsten Vortrag/CS] wird dazu bestimmt mehr erzählen. Ich habe versucht, das in dieser Grafik zu veranschaulichen.

Links finden Sie die politisch verfolgten Eltern, die z.B. durch Inhaftierung, Ausreise oder Ausweisung temporär oder dauerhaft abwesend waren. Diese sind mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit selbst traumatisiert. Sie haben vielleicht auch eine posttraumatische Belastungsstörung oder eine andere psychische Störung entwickelt. Rechts haben wir die Kinder. In dem Moment, wo die Kinder schon gelebt haben, als es passierte, entsteht noch mal ein anderer Zusammenhang.



Doch schauen wir einmal nur diese Übertragung an. Sie haben dafür schon Beispiele für Stigmatisierung und Diskriminierung genannt. Die Kinder wurden in Bildungseinrichtungen und vielleicht auch im sozialen Umfeld schlecht behandelt. Ihnen wurde gesagt: „Deine Eltern sind Verbrecher.“ Oder: „Das und das darfst Du nicht lernen, Du darfst nicht studieren, kein Abitur machen.“ Man könnte sich daraufhin das elterliche Erziehungs- und Fürsorgeverhalten anschauen. Aber wenn die Eltern inhaftiert waren, die Kinder nicht bei den Eltern aufgewachsen sind, entsteht diese Frage so erstmal nicht. Aber wenn jemand selbst traumatisiert ist, darauf habe ich schon hingewiesen, gibt es eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, dass man emotional für die Kinder weniger verfügbar ist. Das wäre ein Mechanismus, den man sich anschauen kann. Wenn jemand schwer traumatisiert ist, kann das Bindungsverhalten verändert sein, also wie man sich zu anderen in Beziehung setzt, wie nahe man andere an sich heranlässt. Eine große Rolle spielt das „konspirative Schweigen“. Es gibt auch Vorwürfe: „Warum hast Du mich verlassen?“ Das ist ein Vorwurf, den man aus der Kinderperspektive verstehen kann, und der sich sicherlich nur durch gemeinsames Reden klären lässt.

Der Inhaftierung ging oft auch eine Bedrohungssituation voraus. Wenn beispielsweise ein Elternteil inhaftiert war oder wenn man schon unter Beobachtung stand, dann veränderte sich das Familienklima. Diese Bedrohlichkeit materialisiert sich im Alltag. Da findet sich aus meiner Sicht ein wichtiger Mechanismus. Solche Vorgänge haben natürlich Einfluss auf die Kinder, darauf, was sie lernen: Ob die Welt vertrauenswürdig und gut und un-

gefährlich ist oder nicht. Ich nehme an, dass meine Kollegin darüber noch etwas erzählen wird. Vielleicht können wir hinterher auch noch darüber diskutieren.

In diesem Feld gibt es natürlich auch den gesellschaftlichen Kontext, die Frage der Wiedergutmachung, überhaupt die gesellschaftliche Anerkennung und die soziale Anerkennung des Erlebten. Da ist ja inzwischen ganze Menge geschehen. Aber es gibt natürlich auch Lücken. Sie hatten es für die Kinder schon angesprochen. Natürlich ist da ein Unterschied, ob das vor 1989 war oder danach.

Was wir jetzt noch gar nicht mitgedacht haben, ist die weitere Familie. Damit gibt es ja auch sehr diversen Umgang, wenn eine Person in der Familie inhaftiert war. Manche haben Solidarität erfahren, manche sind ausgegrenzt worden... Das spielt auch noch eine Rolle, glaube ich.

Zusammenfassend kann man sagen: Es gibt zum Beispiel bei den Holocaust-Überlebenden eine jahrzehntelange Forschung. Insgesamt finden wir nicht so eine saubere Evidenz dafür, dass es Effekte in der zweiten Generation gibt. Dieses Ergebnis mag auch etwas mit den methodischen Herausforderungen der Studien zu tun haben. Das heißt nicht, dass man nicht geprägt ist durch das, was den Eltern widerfahren ist. Aus meiner Sicht ist das eher eine gute Nachricht. Das heißt auf jeden Fall, dass die Effekte auf die zweite Generation offensichtlich nicht so leicht zu fassen sind. Viele unmittelbare Folgen von Traumatisierungen bleiben eben doch in der Erlebnisgeneration und werden nicht einfach in die nächste Generation weitergereicht.

Ich habe mich ja vor allem mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt. Schauen Sie einfach mal in die letzten 300 Jahre zurück, wie viel Kriege wir hatten. Wenn wir das immer durch alle Generationen durchreichen würden, dann wäre es ganz schön schlimm. Es ist also in gewisser Weise auch eine gute Nachricht, dass das so einfach nicht ist. Es ist ein sehr komplexes Phänomen zwischen den Generationen. Ich glaube selbstverständlich, dass wir immer von unseren Eltern geprägt werden – mit oder ohne Trauma. Jeder von uns hat manchmal Anteile von seinen Eltern, die er mag oder nicht mag. Aber wie gesagt, unmittelbare psychopathologische Folgen – wenn man selbst nicht traumatisiert wurde – sind nicht so häufig. Aus meiner Sicht ist das eine gute Botschaft.

Wenn wir an den Beratungs- und psychotherapeutischen Kontext denken, dann stellt sich natürlich trotzdem die Frage, warum wir beim Holocaust oder dem Zweiten Weltkrieg so oft die unkritische Annahme der Transgenerationalität von Traumata finden. Aus meiner Sicht stellt sich die Frage, warum das so ist, warum das Thema in den letzten zehn, zwanzig Jahren so unglaublich viel Aufmerksamkeit bekommen hat. Ob sich das auch auf das Thema, was wir heute hier haben, so einfach übertragen lässt, das weiß ich nicht. Das könnte man vielleicht diskutieren. Dann könnte man sich auch die Frage stellen, ob das nicht auch ein Mechanismus ist, der zwischen den Generationen passiert, also eine Form der Verbundenheit mit den Eltern, mit dem Erlebten der Eltern, eine Form, etwas zu teilen.

Vielleicht kann es auch ein Auftrag an die nachfolgende Generation sein. Wenn ich an Unrecht denke im Sinne politischer Verfolgung, dann könnte ich mir auch vorstellen, dass man vielleicht als Kind den unbewussten Auftrag erlebt, das Unrecht, das die Eltern erlebt haben, wach zu halten und daran zu erinnern und das Gedenken zu bewahren.

Ich zitiere im Folgenden einen Mann, der einen russischen Vater hat, also ein Besatzungs-Kind. Er hat inzwischen geschrieben und einen Kurzfilm gemacht. In einem der Filme findet sich dieser Satz: „...Talking gave us our freedom back...“ In dem Moment also, wo man anfängt, miteinander zu reden, passiert etwas, ein Austausch, der alle entlastet und in Kontakt bringt. Das heißt, die Besatzungskinder haben leider sehr spät angefangen und üblicherweise leben die Eltern nicht mehr. Sie können maximal mit ihren Geschwistern und Halbgeschwistern reden. Ich glaube, ganz wichtig ist es, das konspirative Schweigen zu brechen, das vielleicht in manchen – nicht in allen – Familien da ist. Wichtig ist, dass man das teilt und damit einen transgenerationalen Austausch im Sinne von Kommunikation und Teilen in Bewegung setzt.

Damit bedanke ich mich bei Ihnen. Wenn Sie noch Fragen haben, freue ich mich.

Familien politisch Inhaftierter – Studienergebnisse

Dr. Maya Böhm, Psychologin

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie bereits eingeführt, werde ich heute vor allem über die Ergebnisse meines Dissertationsprojekts sprechen, das ich an der Universität Leipzig durchgeführt habe. Die Erhebung hat von 2010 bis 2012 stattgefunden. Vielleicht haben auch einige von Ihnen daran teilgenommen. Ich möchte hiermit noch einmal allen Teilnehmenden sowie den Institutionen, die das Projekt damals unterstützt haben, sehr herzlich danken. Wenn ich über Auswirkungen politischer Haft in der DDR spreche, gebe ich normalerweise eine kurze Einführung zur politischen Haft in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, aber ich denke, das ist hier in diesem Rahmen heute wahrscheinlich nicht notwendig. Sie wissen, dass wissenschaftliche Studien davon ausgehen, dass in der SBZ und der DDR 200.000 bis 300.000 Personen aus politischen Gründen in Haft waren – und viele von ihnen hatten Kinder. Auch wurde bereits erwähnt, dass es inzwischen einige Studien gibt, die ehemals politisch Inhaftierte der SBZ und DDR zu psychischen Folgen der Haft befragt haben. Zusammenfassend können wir berichten, dass ehemals politisch inhaftierte Männer und Frauen eine vergleichsweise höhere psychische Belastung berichteten als nicht-inhaftierte Personen. Frau Glaesmer hat einige der psychischen Folgen traumatischer Erlebnisse in ihrem Vortrag bereits vorgestellt: So wurden beispielsweise höhere Raten posttraumatischer Belastungsstörungen, depressiver und Angststörungen berichtet.

Heute geht es jedoch um die Auswirkungen politischer Haft auf diejenigen, die nicht selbst inhaftiert waren – die Kinder politisch Inhaftierter. In den Berichten ehemaliger Inhaftierter kommen ihre Familien oft vor. So gab es beispielsweise die Sorge – Sie wissen das alle – über den Verbleib der Angehörigen, wenn man verhaftet wurde. Es gibt zahlreiche Berichte darüber, dass die Angehörigen selbst Repressionen erleiden mussten, oder dass die festgenommenen Personen in der Verhörsituation mit Bedrohung des Wohlergehens ihrer Angehörigen unter Druck gesetzt wurden.

Wenn ich diese Berichte gelesen oder gehört habe, habe ich mich gefragt, wie die Kinder und Partnerinnen bzw. Partner die Haft erlebt haben. Und natürlich interessiert mich als Psychologin auch immer, welche psychischen Folgen etwas hatte, also in diesem Zusammenhang im Sinne der transgenerationalen Traumatisierung oder auch der sekundären Traumatisierung. Sekundäre Traumatisierung bezeichnet die psychische Belastung, die dadurch entsteht, dass man mit dem Trauma, also der posttraumatischen Belastungsstörung einer anderen Person konfrontiert ist. Das kann also auch andere Familienmitglieder



Maya Böhm (Foto: UOKG)

betreffen und wurde insbesondere in Bezug auf Partnerinnen, damit meine ich Lebensgefährtinnen, Ehefrauen, in verschiedenen Gruppen untersucht.

Zu Beginn möchte ich noch einmal kurz verdeutlichen, dass wir von sehr vielen unterschiedlichen Lebenssituationen und -verläufen sprechen, wenn wir von Familien politisch Inhaftierter sprechen.

Zum Beispiel gab es Paare,

- die sich vor der politischen Haft kennengelernt haben,
- die sich nach der politischen Haft kennengelernt haben,
- dann Paare, die Kinder bekommen haben, bevor sie politisch inhaftiert wurden, und auch
- Paare, die nach der Haft Kinder bekommen haben.

Dann gab es die Haft eines Elternteils und die Haft beider Elternteile. Bei einigen wurden die Kinder vor der Haft, einige Kinder vor, andere nach der Haft, oder alle Kinder nach der politischen Haft geboren. In dem Fall, den auch Sie, Frau Schlegel, benannt haben, wenn also die Kinder die politische Haft der Eltern und die damit zusammenhängenden Ereignisse miterlebt haben, entsteht die Frage: Geht es hier um eine sekundäre Traumatisierung oder eher um eine primäre Traumatisierung? Bei vielen Kindern politisch Inhaftierter, das können wir uns nun schon vorstellen, geht es um beides.

Dann gibt es noch weitere wichtige Punkte, wenn wir uns das Feld im Sinne wissenschaftlicher Studien anschauen: Besteht die Familie noch zum heutigen Zeitpunkt? Oder besteht die Partnerschaft noch? Ist sie durch diese Erfahrungen zerbrochen?

Dann ist natürlich zu fragen: Zu welcher Zeit geschah die Haft? Gemeint ist das einmal im historischen Sinne, hier können wir an die verschiedenen Haftbedingungen und politischen Bedingungen denken. Gemeint ist das aber auch im Sinne – und das klang auch schon im vorigen Vortrag etwas an – der Beziehungsgeschichte. Wenn es Kinder gab und wenn es eine Beziehung gab – wie lange bestand diese Beziehung, diese Familie schon? Wie alt waren die Kinder? In welches Entwicklungsstadium, in welche Zeit im Leben eines Kindes brach diese Haft ein? Wenn die Eltern verhaftet werden, hat ein dreijähriges Kind ja andere Themen, mit denen es umgehen muss, als beispielsweise ein 17-jähriges Kind. Und natürlich hat großen Einfluss, wo die Kinder untergekommen sind, als die Eltern inhaftiert waren. Letzteres ist heute schon häufiger zur Sprache gekommen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Ausreise. Viele Personen, die in der DDR politisch inhaftiert waren, hatten ja das Ziel, die DDR zu verlassen, und bei vielen Personen, die in politischer Haft waren, ist es ja auch tatsächlich dazu gekommen. Das führte im Falle von Familien dann oft zu einer weiteren sehr belastenden Lebensphase nach der Haft. Die Familien konnten ja oftmals nicht gemeinsam ausreisen. Sie mussten aufeinander warten und es gab die Ungewissheit, ob die anderen überhaupt nachkommen können.

Die ganze Geschichte ist dann natürlich auch noch eingebettet in die deutsche Vereinigung. Es entsteht die Frage, wie es den ehemaligen Inhaftierten und ihren Familien dann im vereinigten Deutschland ergangen ist. In welchen neuen Rahmen konnten sie ihre Geschichte erzählen – oder nicht erzählen? Bevor ich zu den Leitfragen komme, die mich heute beschäftigen, möchte ich Ihnen gerne etwas zu den Personen, die an dieser Fragebogenbefragung teilgenommen haben, erklären. Auch hier handelt es sich um eine selektierte oder selektive Stichprobe. Das ist ja auch verständlich. Natürlich war ich darauf angewiesen, über die Unterstützung durch Institutionen, Verbände, über Aufrufe in Zeitschriften und so weiter Personen zur Teilnahme einzuladen. Warum jemand sich meldet, um an einer Studie teilzunehmen bzw. bereit ist teilzunehmen, wissen wir nicht. Vielleicht hat nur eine bestimmte Gruppe von Familien von der Studie gehört, und wiederum vielleicht nur ein bestimmter Teil sich entschieden teilzunehmen. Diejenigen, die einen Fragebogen in dieser Studie ausgefüllt haben, lassen sich folgendermaßen beschreiben.

An der Studie haben Personen teilgenommen,

- die selbst politisch inhaftiert waren,
- Partner oder Partnerinnen von den ehemals politisch inhaftierten Personen, die also selbst nicht in Haft waren
- und Kinder von politisch Inhaftierten, die aber zum Zeitpunkt der Teilnahme volljährig waren.

Mit „Partner“ oder „Partnerin“ waren hier sowohl Ehepartner/-innen wie Lebensgefährten und Lebensgefährtinnen gemeint,

Im Einzelnen haben die Zahlen zum Alter der Teilnehmenden folgende Bedeutung:

- Die Personen, die in Haft gewesen waren, waren zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt 64 Jahre alt. Das Spektrum lag zwischen dem Alter von 43 und 85 Jahren.
- Die Partnerinnen oder Partner der Personen, die inhaftiert gewesen waren, waren im Mittel 59 Jahre alt. Das Altersspektrum lag zwischen 40 und 75 Jahren.
- Das Altersspektrum der Kinder von Inhaftierten lag zwischen 18 und 71 Jahren.

Das ist also eine breite Streuung in Bezug auf das Alter.

Betrachten wir die Geschlechterverteilung, so zeigt sich, dass unter den ehemals politisch Inhaftierten ungefähr ein Drittel Frauen waren.

Wir sehen, dass die Mehrheit der teilnehmenden ehemals Inhaftierten männlich war, aber die Mehrheit, nämlich 89 Prozent, der Partnerinnen weiblich war und bei den Kindern etwas über die Hälfte Frauen. Die Angaben beziehen sich immer nur auf diejenigen, die an der Studie teilgenommen haben, wir können also mit diesen Zahlen keine Aussagen über die Gesamtheit politisch Inhaftierter und ihrer Familien machen.

Die ehemaligen Inhaftierten, die teilgenommen haben, gaben zum großen Teil an, in Partnerschaft zu leben. Diese Studie hat also vermutlich die Personen, die sich zum Zeit-

punkt der Befragung nicht in einer Partnerschaft befunden haben, nicht oder weniger erreicht.

Eine knappe Mehrheit der Befragten wohnte in den so genannten alten Bundesländern. Dies ist ein Hinweis entweder auf eine Ausreise vor 1989–90 oder einen Umzug nach 1989–90.

Wichtig zur Interpretation der Ergebnisse ist auch, dass die Hälfte der teilnehmenden Kinder und mehr als ein Drittel der teilnehmenden Inhaftierten ein abgeschlossenes Studium hatten. Wir können also auch sagen, dass die Teilnehmenden einen hohen Bildungsgrad aufweisen.

Nun kommen wir zu den Fragen, die wir mithilfe der Daten etwas beleuchten können. Für heute habe ich folgende Leitfragen ausgewählt: Auf der Basis der vorliegenden Ergebnisse möchte ich mit Ihnen anschauen, was die Befragten (also die ehemaligen Inhaftierten, ihre Kinder, Partnerinnen und Partner) im Zusammenhang mit der politischen Haft erlebt haben. Eine zweite Frage wird darin bestehen, ob die psychische Belastung der ehemaligen Inhaftierten, der Partner und Partnerinnen sowie Kinder in dieser Stichprobe erhöht ist. Immer ist die Einschränkung der selektierten, das heißt der ausgewählten Stichprobe zu beachten. Schließlich schauen wir uns an, was die Befragten über die Kommunikation über die politische Haft erzählt haben. Wir haben schon gehört, dass dies ein wichtiger Aspekt bei der transgenerationalen Übertragung, aber natürlich auch allgemein beim familiären Umgang mit dem Geschehenen ist.

Zur ersten Frage nach der politischen Haft: Es geht darum, was die Familien erlebt haben. Bei den teilnehmenden Familien waren in mehr als einem Viertel der Fälle beide Elternteile in politischer Haft und bei fast der Hälfte der teilnehmenden Familien waren zur Haftzeit bereits Kinder geboren. Das bedeutet auch, dass bei vielen der teilnehmenden Kinder beide Elternteile in Haft waren. Sie haben durch die politische Haft beide Eltern für einen Zeitraum auf einmal verloren.

Die teilnehmenden ehemaligen Inhaftierten wurden im Zeitraum zwischen 1946 und 1989 verhaftet. Einige Personen sind also auch bereits in der sowjetischen Besatzungszone inhaftiert worden. Die Haftdauer betrug für die Teilnehmenden zwischen drei Monaten und 102 Monaten. Im Mittel sind das 24 Monate.

Ich habe die Teilnehmenden auch danach gefragt, was ihrer Meinung nach der „Grund“ dafür war, dass sie inhaftiert wurden. Das war für die Mehrheit der Befragten der Versuch oder der Wunsch, die DDR zu verlassen. Das umfasst dann beispielsweise Festnahme während der Flucht, Ausreisearträge und so weiter.

Nun komme ich zu den Kontaktmöglichkeiten, die die teilnehmenden Familien während der Haftzeit hatten. Hier wurde also im Fragebogen mit einer Liste abgefragt, an welche Formen des Kontakts oder der Kommunikation während der Haftzeit sich die Befragten erinnern konnten. Weil ich mich für die Familien interessiert habe, berichte ich hier die Ergebnisse für die Teilnehmenden, die zu dem Zeitpunkt schon in einer Partnerschaft

lebten bzw. Kinder hatten. Für etwas weniger als die Hälfte der befragten Inhaftierten waren Besuche möglich. Das heißt aber auch, dass für die andere Hälfte der politisch Inhaftierten während ihrer Haftzeit keine Besuche möglich waren. Als Kontaktmöglichkeiten wurden vor allem Briefe genannt, sie sehen hier über 70%, die sich erinnern, Briefe bekommen zu haben, und noch etwas mehr, die sich erinnern, Briefe geschrieben zu haben. Wir wissen, dass diese Briefe nicht unzensuriert weitergeschickt wurden, sondern dass man darauf achten musste, was man schrieb und dass man auch keine ungelesenen Briefe in die Hand bekam. Knapp 14% der befragten Inhaftierten gaben gar keinen Kontakt zu ihren Familien während der Haftzeit an.

Jetzt kommen wir zu den Kindern, die ja in der heutigen Veranstaltung im Fokus stehen. Auch hier berichte ich in Bezug auf die Haftzeit die Ergebnisse für diejenigen, die zur Haftzeit bereits geboren waren. Unter anderem gab es die Frage an die befragten Kinder – wenn ich Kinder sage, meine ich das als Bezeichnung der Rolle, in der sie an der Studie teilgenommen haben, sie waren ja zum Zeitpunkt der Teilnahme erwachsen – inwieweit die Haft ihrer Eltern für sie absehbar gewesen sei. Die Mehrzahl der Kinder hat geantwortet, dass die Verhaftung gar nicht absehbar für sie gewesen sei. Das heißt, dass die Haft der Eltern meistens unvorhersehbar war, die Kinder also innerlich nicht darauf gefasst waren – wenn wir bei einem Ereignis wie der Verhaftung der Eltern überhaupt von so etwas sprechen können. Es gab auch Teilnehmende, die gesagt haben, dass die Haft zumindest teilweise oder eher absehbar war – aber es war kein Kind dabei, das geantwortet hat, die Haft sei völlig absehbar gewesen.

Die Mehrheit der Kinder, die an dieser Studie teilgenommen haben, war während der Verhaftung nicht anwesend, wobei es auch Kinder gab, die während der Haftzeit geboren wurden oder kurz mit verhaftet wurden. Wenn auch die Mehrheit der befragten Kinder während der Verhaftung der Eltern nicht anwesend war, so wir wissen doch, was es bedeuten kann, wenn beispielsweise das Kind nach Hause kommt und die Eltern sind nicht mehr da und es weiß nicht, was passiert ist. Es gab auch noch Fragen zu Erlebnissen im Zusammenhang mit der Haft. Die Hälfte der hier befragten teilnehmenden Kinder hat im Zusammenhang mit der politischen Haft oder Verfolgung Hausdurchsuchungen erlebt. Mehr als ein Drittel hat Verhöre oder Befragungen erlebt. Mir war das vor der Untersuchung anekdotisch bekannt, aber ich kannte dazu keine Zahlen. In der vorliegenden Stichprobe hat also mehr als ein Drittel angegeben, dass sie Verhöre erlebt haben.

Ich habe ja schon berichtet, dass ich auch wissen wollte, wo die Kinder während der Haft der Eltern untergebracht wurden. Die Kinder, bei denen ein Elternteil in Haft war, blieben in der Regel beim anderen Elternteil. Das waren hier 23%, also weniger als ein Viertel. Die anderen waren zum Großteil während der Haftzeit bei den Großeltern untergebracht, aber bei vielen hat sich die Unterbringung geändert. Sie kamen beispielsweise zuerst ins Kinderheim und wurden dann von Verwandten abgeholt. Es gab auch Kinder, die umziehen mussten, mehr als ein Drittel der Befragten. Sie haben durch die Verhaftung also nicht nur ihre Eltern verloren, sondern das gesamte Lebensumfeld. Das heißt, die Kinder haben nicht nur plötzlich ihre Eltern verloren, sondern auch ihre Schulkameraden und

Kameradinnen, ihre Freunde und Freundinnen, die Nachbarn... Wir wissen aus eigener Erfahrung, aber auch aus psychologischen Studien, wie wichtig das soziale Umfeld bei der Bearbeitung von belastenden Lebensereignissen ist.

Auch die Kinder habe ich nach Kontaktmöglichkeiten zu den inhaftierten Eltern gefragt. Hier antwortete fast ein Fünftel, dass sie gar keinen Kontakt zu ihren inhaftierten Eltern hatten. Und auch hier waren es hauptsächlich Briefe, nämlich bei knapp der Hälfte der Teilnehmenden, über die der Erinnerung nach Kontakt gehalten wurde.

Ich habe die Teilnehmenden auch zu den nicht-strafrechtlichen Repressionsmaßnahmen befragt, denen sie ihres Wissens ausgesetzt waren. Hier schauen wir jetzt wieder auf alle Befragten, also die ehemaligen Inhaftierten, die Partnerinnen beziehungsweise Partner und die Kinder, und zwar sowohl die, die zum Zeitpunkt der Haft schon geboren waren, wie die, die später geboren wurden. Im Vergleich wurden die meisten nicht-strafrechtlichen Repressionsmaßnahmen von den ehemaligen Inhaftierten berichtet. Insgesamt wurden in allen drei Gruppen am häufigsten Überwachung und Bespitzelung benannt. Über diese am häufigsten genannten nicht-strafrechtlichen Repressionsmaßnahmen berichteten auch mehr als ein Drittel der hier teilnehmenden Partner und Partnerinnen. Und relativ häufig wurden auch Einschränkungen im Ausbildungsbereich und berufliche Einschränkungen genannt. Dies betraf 12,5% der Personen, die in der Gruppe der „Kinder“ teilgenommen haben. Acht Kinder berichteten über Einschränkungen im Ausbildungsbereich, eins im beruflichen Bereich. Dieses Ergebnis finde ich im Hinblick auf Einschränkungen, die das ganze Leben betreffen, besonders relevant. Wenn wir uns die Zahlen anschauen, müssen wir natürlich auch berücksichtigen, wie viele Familien nach der Haft ausgereist sind und in Bezug auf Kinder, wann und wo sie geboren wurden.

Man weiß, dass Personen, die in der DDR in politischer Haft waren, in aller Regel auch nicht-strafrechtlichen Repressionsmaßnahmen ausgesetzt waren. Das spiegelt sich auch in den Antworten in dieser Studie wider. Von den ehemaligen Inhaftierten haben 91% angegeben, dass sie ihres Wissens nicht-strafrechtliche Repressionsmaßnahmen – wie sie hier aufgelistet sind – erfahren haben. Das betrifft auch mehr als die Hälfte der Partner und Partnerinnen. Hier ist zu berücksichtigen, dass vielleicht Partner und Partnerinnen dabei sind, die erst nach 1989/90 mit der Person, die in politischer Haft war, zusammengekommen sind. Auch knapp 30% der Kinder waren ihrer Erinnerung nach betroffen. Hier wird also deutlich, dass die Angehörigen in die politische Verfolgung einbezogen wurden.

Wir kommen nun zur zweiten Frage, der psychischen Belastung. In einem weiteren Schritt der Befragung habe ich die psychische Belastung differenziert nach verschiedenen Symptomen über Fragebögen erfasst. Auf diese Weise kann man abschätzen, ob z.B. eine klinisch bedeutsame Belastung vorliegt oder nicht. Dies ist natürlich nur eine Abschätzung auf der Basis von eigenen Angaben, also ein Hinweis, keine klinische Diagnose. Erfasst wurde – sofern man das durch Fragebögen kann – zum einen die post-traumatische Belastungsstörung. Es gab weiterhin ein Screening nach psychischen und

körperlichen Belastungssymptomen. Die Ergebnisse habe ich auf Gruppenebene mit den Ergebnissen einer repräsentativen Stichprobe aus der Bevölkerung verglichen. Ziel war es festzustellen, ob bei den politisch Inhaftierten, deren Partnerinnen und Partnern sowie Kindern eine erhöhte psychische Belastung vorlag. Tatsächlich hat sich gezeigt, dass sie sowohl im Hinblick auf die posttraumatische Belastungsstörung wie auch auf die Belastung durch psychische und körperliche Symptome signifikant höhere Belastungen berichtet haben. Dies gilt für alle drei Gruppen, also auch die Partnerinnen und Partner sowie die Kinder.

Interessanterweise berichten sie aber nicht nur vergleichsweise häufiger Symptome, sondern auch häufiger belastende Lebensereignisse. Also, wenn es um die posttraumatische Belastungsstörung geht, fragt man in der Regel auch danach, welche potenziell traumatisierenden Ereignisse jemand erlebt hat, das heißt, man fragt beispielsweise nach dem Erleben von Angriffen, lebensbedrohlichen Krankheiten, schweren Unfällen oder sexuellen Übergriffen. Und in dieser Befragung haben nicht nur die ehemaligen Inhaftierten, sondern auch ihre Partner/-innen und Kinder häufiger potenziell traumatische Erlebnisse berichtet als die Referenzstichprobe, also die oben genannte Bevölkerungsstichprobe. Das ist einerseits verständlich, wir haben ja schon gesehen, dass viele der Befragten politische Gewalt erlebt haben. Aber auch Erfahrungen, die nicht augenscheinlich mit der politischen Haft in Verbindung stehen, wurden zum Teil häufiger berichtet. Zum Beispiel berichteten die ehemaligen Inhaftierten und die Partner/Partnerinnen auch häufiger lebensbedrohliche Krankheiten als die Vergleichsstichprobe.

Das ist also gerade im Hinblick auf sekundäre, das heißt auch transgenerationale, Traumatisierung interessant. Denn es gibt Autorinnen, die sagen, dass es gerade dann eine sekundäre Belastung ist, wenn es sich nicht auf eigene traumatische Erfahrungen bezieht, sondern auf die der Eltern oder die des Partners, der Partnerin. Es gibt jedoch auch in anderen Studien Hinweise auf mehr eigene traumatische Erlebnisse bei Partnerinnen oder Partnern und Kindern – doch hier ist fraglich, ob es sich um sekundäre bzw. transgenerationale Traumatisierung handelt.

Zusammenfassend – und natürlich auch mit den Einschränkungen, die ich mehrmals genannt habe – kann man sagen, dass es durchaus Hinweise auf eine erhöhte psychische Belastung bei den hier Befragten gibt. Dies gilt nicht nur für die ehemaligen politisch Inhaftierten, sondern auch für ihre Partnerinnen und Partner sowie ihre Kinder. Das bedeutet aber nicht, dass die Mehrheit der Kinder und Partnerinnen psychisch belastet ist, sondern dass es im Gruppenvergleich mehr Personen sind als in der Vergleichsstichprobe.

Nun gehe ich weiter zur dritten Fragestellung, der Kommunikation über die politische Haft. Der Bereich der Kommunikation hat mich unter anderem deshalb besonders interessiert, weil die Kommunikation als ein Übertragungsweg bei der sekundären Traumatisierung angesehen wird. Sie ist aber natürlich auch ein Weg des Umgangs mit dem Erlebten und der gemeinsamen Konstruktion von etwas, was man Familiengeschichte oder Familiennarrativ nennen kann.

Ich habe die ehemals Inhaftierten gefragt, wem sie von ihren Erlebnissen in der Haft erzählt haben. Hier waren Mehrfachnennungen möglich. Auf Platz 1, also am häufigsten genannt wurden die Partnerin oder der Partner, auf Platz zwei fand sich die Mutter und auf Platz drei die Kinder. Genannt wurden auch oft ehemalige Haftkameradinnen oder Haftkameraden sowie andere Personen, etwa Freunde, manchmal auch Personen aus dem psychotherapeutischen Kontext. Die Partnerinnen oder die Partner waren für mehr als die Hälfte der teilnehmenden ehemals Inhaftierten die Person, mit der sie bisher am intensivsten über die Erlebnisse der Haft gesprochen haben. Die Partnerin, der Partner hat hier also eine ganz zentrale Rolle.

Zur Häufigkeit der Gespräche über die politische Haft habe ich ebenfalls Fragen gestellt. Ich habe gefragt, wie oft die Befragten innerhalb ihrer Familie über die politische Haft gesprochen haben und zwar für den Zeitraum vor 1989, für die Zeit um die Vereinigung herum und heute. Wenn wir uns das als Kurve vorstellen, könnte man sagen, dass sich in allen drei Gruppen ein umgekehrtes „U“ zeigt. Das bedeutet, zur Zeit des Mauerfalls und in den Jahren danach waren die Gespräche besonders häufig, und davor und heute wurden sie als weniger häufig angegeben. Das gibt uns Hinweise darauf, wie sehr die Veränderung der politischen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen das Sprechen über politische Verfolgung in der DDR ermöglicht und angeregt – im Umkehrschluss aber auch verhindert – hat.

Dann habe ich auch gefragt, wie die Befragten das Sprechen über politische Haft innerhalb der Familie im Allgemeinen empfunden hätten. Man könnte sagen, es wurde so etwas wie ein subjektiver Mittelwert ermittelt. Wir sehen jetzt hier die Ergebnisse für die ehemals politisch Inhaftierten. Der erste Balken gibt die empfundene Wichtigkeit an, der zweite Balken die Belastung, die dabei empfunden wurde. Der nächste Balken bezeichnet die Erleichterung und beim letzte Balken geht es darum, ob die Befragten die Gespräche als „interessant“ empfunden haben.

Zunächst konnten die Befragten auswählen, ob sie die Frage überhaupt beantworten wollten und dann konnten sie das abstufen. Wir sehen, dass knapp 60% der Befragten das Sprechen über die Haftzeit innerhalb der Familie als sehr wichtig empfunden haben, aber dass auch mehr als die Hälfte das Sprechen darüber als „etwas“ oder auch „sehr belastend“ empfunden haben – das fasse ich hier zusammen. Mehr als ein Drittel haben das Sprechen auch als „etwas“ oder „sehr erleichternd“ wahrgenommen. Dem Punkt „interessant“ – vielleicht wenig überraschend – haben nicht so viele der ehemaligen Inhaftierten zugestimmt.

Im nächsten Punkt geht es um die Partnerinnen und Partner. Mehr als die Hälfte der befragten Partnerinnen und Partner von Inhaftierten, die selbst nicht inhaftiert waren, haben gesagt, dass sie von ihrem Partner und ihren Partnerinnen von deren politischer Haft erfahren haben. Natürlich gab es auch Paare, die zu diesem Zeitpunkt schon zusammen waren. Dadurch gab es natürlich auch einige, die durch die Staatssicherheit davon erfahren haben, und auch Nennungen der Verwandtschaft. Aber mehr als die Hälfte haben innerhalb der Partnerschaft davon erfahren, was damals passiert ist.

Bemerkenswert finde ich, dass die Mehrheit der Partnerinnen oder Partner, die hier teilgenommen haben, im Jahr der Entstehung der Partnerschaft und einige auch schon bereits vor Beginn der Partnerschaft von der politischen Haft erfahren haben. Die politische Haft war also auf jeden Fall ein bedeutsamer Gesprächsgegenstand in vielen Partnerschaften bei denen, die hier teilgenommen haben.

Auch die Partnerinnen und Partner wurden gebeten, die Frage, wie sie das Sprechen über die politische Haft im Allgemeinen empfunden haben, zu beantworten. Auch hier sehen wir, dass sie es als wichtig empfanden. Dem stimmten fast 70% zu. Zugleich empfanden etwas über die Hälfte – fast 60% – das Gespräch als „etwas belastend“ oder auch „sehr belastend“.

Ich komme jetzt wieder zu den Kindern. Auch die Kinder haben in den meisten Fällen von ihren Eltern von deren politischer Haft erfahren. Die Zahlen haben hier natürlich auch etwas mit der Häufigkeit der Haft von Männern im Gegensatz zu der von Frauen zu tun. Mehr als ein Drittel der Kinder berichtete, dass sie von ihrem Vater davon erfahren haben, knapp 22% von ihrer Mutter und 11% von beiden Eltern. Aber auch hier gab es Nennungen wie zum Beispiel „Staatssicherheit“ oder „Großeltern“, oder durch andere Verwandte wie die Tante oder Geschwister.

Die Kinder habe ich auch gefragt, wer von ihren Eltern ihrer Erinnerung nach mehr über die politische Haft gesprochen hat. Wenn Sie sich mal die Zahlen anschauen, so sehen Sie, dass mehr als 40% „mein Vater“, aber auch 36% „meine Mutter“ und knapp 19% „meine beiden Eltern gleich viel“, angaben. Wenn wir uns noch mal ins Gedächtnis rufen, wie häufig Väter und wie häufig Mütter in Haft waren, dann können wir hier schlussfolgern, dass die Mütter zum Teil auch dann mehr über die politische Haft gesprochen haben, wenn sie selbst gar nicht in politischer Haft waren. Das heißt, auch hier wieder sind die Mütter eine wichtige Instanz der Kommunikation innerhalb der Familie. Hier sind sehr viele Frauen im Raum. Vielleicht könnten wir nachher noch diskutieren, was Sie dazu denken.

Als nächstes möchte ich Ihnen gerne noch zeigen, wie die Kinder die Gespräche über die politische Haft im Allgemeinen empfunden haben. Die Kinder empfinden diese Kommunikation auch als ausgesprochen wichtig. Sie wurde von 75% als „sehr wichtig“ eingestuft, von 14% immer noch als „etwas wichtig“. Die Bewertung „gar nicht wichtig“ hat keines der teilnehmenden Kinder genutzt. Bemerkenswert ist – um in der Reihenfolge einmal kurz vorzugreifen – die Säule „interessant“. Etwas mehr als die Hälfte der Kinder haben angegeben, dass sie es interessant fanden, von der Haftzeit zu erfahren, von dem, was damals passiert ist. Dies schließt auch an eine Erfahrung an, die ich im Gespräch mit den Kindern von Inhaftierten gemacht habe. Ich habe mit Kindern gesprochen, die sagten, so ungefähr: „Ich rede viel über die DDR und ich rede viel über das, was damals geschehen ist und es ist wichtig, dass andere wissen, was damals passiert ist.“ Dies ist gewissermaßen auch eine transgenerationale Weitergabe, aber im positiven Sinne, vielleicht könnte man es als „Geschichtsträgerschaft“ bezeichnen. Aber, nicht zu vergessen, auch die Kinder, die hier einen Fragebogen ausgefüllt haben,

empfanden es zu mehr als der Hälfte als „etwas“ oder „sehr belastend“, über diese Haft zu sprechen.

Zum Abschluss möchte ich Ihnen noch einige ganz kurze Zitate von Kindern zur Kommunikation vorstellen. Kinder haben über ihre Empfindungen beispielsweise geschrieben:

„Beklemmend“, „unreal“, „schmerzhaft“, aber auch: „Mehr wäre besser gewesen. So war es immer ein großes Geheimnis.“ Und auch: „Verbindend als Familie.“

Nun zum Ende noch einmal eine kurze Zusammenfassung:

Auf Basis der hier erhobenen Daten haben wir gesehen, dass die Familien politisch Inhaftierter von verschiedenen Ereignissen im Zusammenhang mit der Festnahme und Haft betroffen waren. Viele Kinder, die zur Haftzeit schon geboren waren, erlebten Hausdurchsuchungen und Verhöre. Sie wurden häufig bei Verwandten, insbesondere Großeltern, jedoch auch in Kinderheimen untergebracht, während die Eltern in Haft waren. Zu den Kontaktmöglichkeiten während der politischen Haft haben wir ebenfalls eine große Bandbreite der Einschränkungen bzw. Möglichkeiten in den Daten gesehen. Die Mehrheit berichtete von Briefen, einige von Besuchsmöglichkeiten, und von einigen wurde berichtet, dass sie während der Haftzeit keine Kontaktmöglichkeiten hatten.

Auch durch diese Daten ist belegt, dass neben den selbst politisch Inhaftierten auch Partnerinnen und Partner sowie Kinder der Inhaftierten nicht-strafrechtlichen Repressionsmaßnahmen ausgesetzt waren.

In Bezug auf die Leitfrage nach der psychischen Belastung können wir auf Basis der Daten sagen, dass es im Vergleich mit einer Repräsentativbefragung Hinweise auf eine erhöhte psychische Belastung bei den ehemals politisch Inhaftierten Personen, ihren Partnerinnen und Partnern sowie ihren Kindern gibt. Zu berücksichtigen ist der Charakter einer selektierten Stichprobe bei der Befragung und der Vergleich mit einer repräsentativen Befragung, die aber in anderem Zusammenhang gemacht wurde. Aus diesem Grund können wir hier nur von „Hinweisen“ ausgehen. Weiteren Forschungsbedarf gibt es auch zu dem Phänomen, dass es bei den Befragten der drei Gruppen gegenüber der Vergleichsstichprobe zu einem erhöhten Aufkommen an potenziell traumatischen Erlebnissen kommt, die zwar teilweise mit der Haft in einen direkten Zusammenhang zu bringen sind, teilweise aber nicht in direkten Zusammenhang zu bringen sind.

Zur Frage, was die Befragten über die Kommunikation über die politische Haft berichten: Ich glaube, wir können einhellig über die Gruppen hinweg konstatieren, dass die innerfamiliäre Kommunikation über die politische Haft als wichtig angesehen wird. Wir sehen anhand der Daten abgebildet, dass innerhalb einer Partnerschaft die Partnerinnen eine sehr wichtige Rolle spielen und dass für Kinder die Mütter eine wichtige Rolle in der Kommunikation gespielt haben. Natürlich gab es auch viele Fälle, wo die Väter eine wichtige Rolle gespielt haben. Aber zahlenmäßig sticht das hier heraus.

Nur ein kleiner Teil der hier Teilnehmenden spricht nicht über die politische Haft. Das ist vielleicht auch etwas, was wir diskutieren könnten. Wenn wir die Personen anschauen,

die an einer Studie zu familiären Auswirkungen politischer Haft teilgenommen haben, ist natürlich fraglich, wie viele an einer solchen Studie teilnehmen, die noch nie mit ihrer Familie darüber gesprochen haben. Ich gehe also davon aus, dass diese Personengruppe hier ein bisschen unterrepräsentiert ist. Doch wenn wir wissen wollen, welche Auswirkungen die politische Haft auf die Familien hatte, und wenn wir uns anschauen möchten, was die politische Haft gerade im Sinne einer sekundären Traumatisierung für Auswirkungen hatte, müssen wir natürlich auch besonders an diese Familien denken – was ist da eigentlich passiert? Was passierte in den Familien, die aufgrund der politischen Verfolgung zerbrochen sind?

Ich danke Ihnen.

Zusammenfassung der Diskussion

Leitung: Benjamin Baumgart, UOKG

Zur Diskussion meldete sich Frau Dreher als Vertreterin von Frauen innerhalb der UOKG, die Flucht, Vertreibung und Internierung erlebt hatten. Frau Dreher richtete an Frau Glaesmer die Frage, warum sie in ihrem Vortrag zwar auf die „Besatzungskinder“ eingegangen sei, aber die Kinder von Flucht und Vertreibung ausgelassen habe. Frau Glaesmer antwortete, sie sei gegenüber diesem Thema offen, habe es nur aus Zeitgründen für diesen Vortrag ausgelassen. Edda Schönherz fragte, ob es einen Unterschied in den psychischen Folgen zwischen den kriminell Inhaftierten und den politisch Inhaftierten gäbe. Immerhin seien die Politischen zu Unrecht inhaftiert gewesen, die Kriminellen zu Recht. Frau Böhm wies darauf hin, dass es dazu im Bereich der DDR keine Studie gäbe. Doch werde der angebliche Unterschied mitunter dazu genutzt, die Folgen für die politischen Häftlinge zu entkräften. Studien zu heutigen Kriminellen, die inhaftiert seien, wiesen auf eine erhöhte Prävalenzrate zu psychischen Störungen gegenüber der Allgemeinbevölkerung hin. Allerdings stammten Kriminelle auch verstärkt aus Milieus, in denen Vorprägungen zu erwarten seien. Insofern könnten diese Erkenntnisse nicht einfach auf die DDR übertragen werden. Frau Glaesmer stimmte dem zu, äußerte aber die Vermutung, dass politische Häftlinge in der DDR ja repressiver behandelt wurden als Kriminelle. Man könne insofern eine höhere Schädigungsrate vermuten. Möglich sei auch, dass das verletzte Rechtsbewusstsein bei politischen Häftlingen besondere Auswirkungen hat. Frau Ortmann, Mitarbeiterin der Landesbeauftragten von Mecklenburg-Vorpommern für die Stasi-Unterlagen, teilte ihre Beobachtung mit, dass es „Beziehungsbrüche“ zwischen den Generationen gebe. Frau Böhm antwortete, dass vermutlich die Mehrzahl derjenigen, die an solchen „Beziehungsbrüchen“ litten, sich nicht freiwillig für ihre Studie melden würden. Insofern sei es schwierig, über diese Gruppe Datenmaterial zu erhalten. Die Bewertung der älteren durch die jüngere Generation weise im Übrigen ein großes Spektrum auf. Sie reiche von Hochachtung für den „Heldenmut“ über den Vorwurf, von den Eltern verlassen worden zu sein, bis hin zu einer gewissen Herablassung, die Inhaftierten hätten schließlich wissen müssen, worauf sie sich eingelassen haben. Von dieser Bewertung hänge es oft ab, ob es zu solchen Brüchen komme. Ein Mitglied des Aktionsbündnisses der Verfolgten und Opfer der Militärischen Geheimdienste im Land Brandenburg bemängelte, dass die Aufarbeitung nicht weit genug ginge. Sie sei selbst Kind politischer Verfolgter. Politiker würden die Aufarbeitung behindern. Auf eine direkte Anschuldigung einer Person in Brandenburg mochten die Referentinnen nicht eingehen. Der Fall war niemandem bekannt. Frau Inge Bennewitz (VERS) fragte, auf welchem Weg die Probanden für die Studie von Frau Böhm gefunden worden waren. Frau Böhm zählte einige Wege auf, unter anderem die Inserate im „Stacheldraht“ und in der „Freiheitsglocke“. Ein weiterer Teilnehmer schilderte sein Schicksal als Sohn von Eltern, die 1962 als „Spione“ und „Hochverräter“ inhaftiert worden waren. Er und sein Bruder hätten sehr darunter zu leiden gehabt. Doch gebe es kein Unrechtsbewusstsein der heutigen Gesellschaft für die

ausbleibende Aufarbeitung. Eine weitere Teilnehmerin war selbst in Haft gewesen. Sie erwarte eine Entschädigung für ihre Kinder, die nicht nur unter ihrer Haft sehr zu leiden gehabt hätten. Sie hätte sie auch „als Vollwaisen in der DDR zurücklassen müssen“. Die Entschädigung sei das Einzige, was sie noch für ihre Kinder tun könne, außer für sie da zu sein. Rainer Buchwald kritisierte, dass Frau Glaesmer zu stark zwischen Traumatisierungen im Krieg und in politischer Haft trenne. Frau Glaesmer wollte gewisse Unterschiede gewahrt wissen: „Ich meinte das in dem Sinne, dass ich Traumatisierungen durch zum Beispiel Ausbombungen, Vertreibungen, Flucht nicht eins zu eins vergleichen würde mit Traumatisierungen, die man in politischer Haft macht.“ Es gäbe Unterschiede in den Kontexten, was eine unterschiedliche Bewertung erfordere. Das Thema wurde nicht weiterverfolgt. Eine weitere Teilnehmerin schilderte die unterschiedlichen Reaktionen ihrer Kinder auf ihre Inhaftierung. Ein Teilnehmer schilderte, dass ihm seine Eltern die Stätten ihrer Verfolgung nach 1989 gezeigt hatten. Er habe diese komplizierte Geschichte wiederum an seine Kinder weitergegeben.

Ein Teilnehmer fragte danach, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede im Verhalten und in den psychischen Folgen gegeben habe. Frau Böhm hat die Antwort per Mail nachgeliefert. Sie besagt, dass in ihrer Studie keine Geschlechtsunterschiede bei der psychischen Belastung der Nachfolgeneration erkennbar waren.

Kinder von in der SBZ/DDR politisch verfolgten Frauen – Werkstattbericht eines Interviewprojektes

Alexandra Pohlmeier, Filmemacherin und Produzentin



Alexandra Pohlmeier (Foto: UOKG)

Vielen Dank für die Einladung. Wie Sie gehört haben, bin ich hier kurzfristig eingesprungen. Ich kann Ihnen also nicht so viele Filmausschnitte präsentieren, wie ich es hätte vielleicht bewerkstelligen können, wenn ich etwas mehr Zeit gehabt hätte. Es handelt sich ja auch um den Werkstattbericht eines Projektes.

Wie ich dazu komme, hat auch etwas mit meiner eigenen Biographie zu tun.

Herr Baumgart hat mich eben mit meinen „Münchener Zeiten“ vorgestellt. Dazu muss ich sagen: Diese Münchener Zeiten sind lange vorbei. Ich lebe seit über 30 Jahren in Berlin. Trotzdem gibt es eine Verbindung zu meinem heutigen Thema. Meine Zeit an der Münchner Filmhochschule habe ich mit einem Dokumentarfilm über meine Eltern beendet. Ich habe damals natürlich nicht gewusst, was das für mich für Folgen hat. Obwohl das ganz andere Themen waren, die meine Eltern beschäftigt haben, nehme ich doch einiges in das heutige Projekt mit. Dazu gehört diese Perspektive Kinder-Eltern. Ich komme, wenn ich das Projekt genauer vorstelle, noch einmal darauf zurück.

Obwohl ich damals schon 26 Jahre alt war und dachte, ich kenne die Geschichte meiner Eltern ganz wunderbar, ist mir erst, als ich den Film gemacht habe, zu Bewusstsein gekommen, was viele meiner Interviewpartner auch immer retrospektiv sagen, nämlich dass man als Kind ja immer annimmt, so wie man groß wird, das ist normal. In meinem Fall war das eben auch nicht unbedingt normal. Meine Eltern haben sich nämlich beruflich beide mit der Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus beschäftigt, meine Mutter als Richterin und mein Vater als Psychiater und Gutachter. Und ich habe – 1960 in München geboren – wie selbstverständlich gedacht, alle Eltern meiner Schulkameraden und die ganze Gesellschaft würde das auch tun. Und obwohl ich ja sicherlich spätestens beim Abitur und mit meiner Bildung hätte merken müssen, dass das nicht so ist, ist mir das tatsächlich erst mit 26 Jahren beim Schneiden dieses Films bewusst geworden. Eigentlich ist es mir auch beim Schneiden noch nicht richtig bewusst geworden, sondern erst, nachdem ich den Film vorgestellt habe.

Diese Geschichte hat auch etwas damit zu tun, dass ich dann nach 1989, im Jahr 1991, einem Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk, einem ehemaligen Studienkollegen aus München, vorgeschlagen habe, einen Dokumentarfilm zu machen über zweimal deutsche Entschädigung, nämlich zum Einen für die Opfer des Nationalsozialismus und zum Anderen für die politisch Verfolgten in der DDR. Im Unrechtsbereinigungsgesetz [der Volkskammer und im Einigungsvertrag/CS] war ja die Entschädigung und Wieder-

gutmachung auch schon vorgesehen. Auf diesen Vorschlag hin hat dieser Redakteur, der nachweislich keine Ost-Biografie hatte, gesagt: „Das interessiert hier niemanden!“ Das war im Jahr 1991.

Daraufhin habe ich gedacht: „Das kann ja nicht wahr sein.“ Aber umso mehr spornte es mich an, die Menschen möglichst zeitnah – unmittelbar, jetzt nach 1989 – lebensgeschichtlich zu befragen. So wie das damals Spielberg für die Holocaust-Überlebenden gemacht hat. Ab 1994, also sehr lange nach dem Krieg, ist er durch Europa gezogen, zum Teil mit schlecht qualifizierten Interviewern und zu Zeitzeugen, die schon sehr, sehr alt und gebrechlich waren. Diese damalige Konstellation hat mich angespornt, Menschen zu befragen, die in der DDR aus ganz unterschiedlichen Gründen politisch verfolgt wurden. Ich wollte das tun, obwohl ich keine Wissenschaftlerin bin, keine Studien betreibe, sondern Dokumentarfilmerin bin. Ich wollte die unmittelbare Geschichte mit einer Kamera aufnehmen, weil Bild und Ton noch einmal anders erzählen, als wenn man das nur mit Ton aufnimmt oder aufschreibt.

Es hat dann eine ganze Weile gedauert, bis ich die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in mein Boot holen und über einzelne Anträge solche Interview-Projekte durchführen konnte.

Ich führe lebensgeschichtliche Interviews. Dabei komme ich immer mit einer relativ kleinen Videokamera zu den Zeitzeugen nach Hause. Ich komme allein und ich nehme mir je nach Alter des Zeitzeugen ein bis vier Tage Zeit, ein Interview zu führen. Es gibt natürlich das zentrale Interesse an der Haft, an der politischen Verfolgung, an der Repression. Das Interview umfasst aber das ganze Leben, auch die Zeit danach.

In diesen, wie ich glaube mittlerweile ungefähr 60 Interviews, die ich in den letzten 15 Jahren hauptsächlich mit Frauen geführt habe, ist immer häufiger das Thema „Kinder“ aufgetaucht.

Die erste Dekade der Interviews mit inhaftierten Frauen ging von 1945 bis 1955. In meinem Projekt war das so, dass nur ungefähr die Hälfte der interviewten Frauen überhaupt Kinder bekommen haben. Es war damals die Zeit, wo noch kriegsbedingt Männermangel herrschte. Die interviewten Frauen waren relativ alt als sie freikamen, weil sie zu hohen Strafen verurteilt worden waren und oft 7 oder 8 Jahre in Haft saßen. Sie haben dann auch aus sicherlich unterschiedlichen Gründen keine Kinder mehr bekommen können.

Je weiter ich mich dann ins Jahr 1989 vorgearbeitet habe, desto häufiger hatten die Frauen Kinder, und desto häufiger wurden Kinder in den Interviews zum Thema.

Bestimmt schon vor zehn Jahren hatte ich den Plan gefasst, das Thema Kinder anzugehen, wenn ich die Frauen bis 1989 befragt hätte. Danach wollte ich deren Kinder befragen – nicht alle, sondern nur ausgewählte und unter jeweils bestimmten Gesichtspunkten.

Dieses Projekt verwirkliche ich nun seit dem letzten Jahr. Ich habe die Möglichkeit, 22 Interviews zu führen. Wenn alles ideal läuft, wird es folgende Aufteilung geben: Zehn

Kinder werden interviewt, die noch in der DDR (egal ob vor oder nach der Haft) geboren wurden und zehn weitere, die erst im Westen geboren sind. Dazu kommen noch zwei Enkelkinder.

Für die Kinder, die im Westen geboren sind, trifft das zu, was wir heute Vormittag über die transgenerationale Weitergabe gehört haben. Die zehn in der DDR geborenen Kinder waren in die Ereignisse viel enger eingebunden. So entsteht die Frage, was sie als Kinder selbst erlebt und erlitten haben, sicher auch, ob ihnen eine Entschädigung zusteht.

Diese zweite Frage nach den DDR-Kindern, die selbst die Ereignisse miterlebt haben, scheinen Sie heute als Teilnehmer dieses Kongresses mehr zu interessieren. Leider ist es so, dass ich auf dieses Interesse nicht so schnell reagieren kann. Jetzt, da ich hier so ins kalte Wasser geworfen bin, ist die Situation so, dass in meinen elf Interviews, die ich bisher geführt habe, nur zwei Kinder sind, die in der DDR geboren wurden. Die anderen sind im Westen geboren und aufgewachsen. Immerhin habe ich noch eine Tante in das Projekt einschließen können, sozusagen um die Familienwelt „rund“ zu machen.

Ich werde Ihnen die Themen, die da vorkommen, gleich vorstellen. Zunächst möchte ich aber noch etwas darüber erzählen, wie ich den Kontakt mit meinen Interviewpartnern aufgenommen habe.

Die Kontaktaufnahme lief in diesem Fall über die Eltern, die ich schon befragt hatte. Das Konzept dieses Projektes besteht ja auch darin, die Kinder derjenigen Eltern zu befragen, von denen bereits ein lebensgeschichtliches Interview vorliegt. Zu allen diesen Eltern habe ich eine enge Beziehung. Nach einem lebensgeschichtlichen Interview kennt man sich ziemlich gut. So habe ich die Mütter gefragt, ob sie sich vorstellen könnten, dass der Sohn, die Tochter oder beide Kinder für so ein Interview bereit wären. Die Mütter waren alle sehr hilfsbereit, hatten aber unterschiedliche Ansichten darüber. Die einen haben gesagt: „Ja, ich habe gefragt, macht er aber nicht. Tut mir leid, aber es ist so.“ Andere haben gesagt: „Ja, ich habe gesprochen – und wir haben mehrmals gesprochen – und ich darf Ihnen jetzt auch die Adresse oder die E-Mail-Adresse geben. Aber ich glaube nicht, dass meine Kinder das Interview machen. Fragen Sie selbst.“ Dann habe ich Kontakt aufgenommen. Ich war dabei schon sehr vorsichtig, weil es für mich immer ganz wichtig ist, dass jemand das freiwillig macht, dass er sich nicht bedrängt fühlt.

Dann hieß es: „Ja, das stimmt schon. Wir haben Bedenken.“ Es waren aber gar nicht die, die ich vermutet hatte. Ich hatte nämlich angenommen, dass sie aus persönlichen Gründen zögerten. Sie aber haben gesagt: „Wir würden in so einem Interview natürlich Dinge über unser Großwerden und über unsere Eltern erzählen, die wir so direkt unseren Eltern nie sagen würden. Und wir möchten nicht, dass unsere Eltern das erfahren. Die Eltern sollen also wissen, dass wir an dem Interview teilnehmen, sie sollen aber keine Inhalte erfahren.“

Diese Interviews waren sehr intensiv.

Dann gab es noch die Variante, dass jemand auf eine Anfrage geantwortet hat: „Ja, sehr gerne...“ Das war jemand, der auch ein Anliegen hatte, der auch selbst – als Sohn – als

Zeitzeuge auftrat. Er stellte aber die Bedingung: „Mein Vater darf es auf gar keinen Fall wissen.“ Als ich erstaunt nach dem Grund dieser resolut formulierten Bedingung fragte, hat er geantwortet: „Mein Vater würde das nicht verstehen. Der würde mir entgegenhalten, dass ich als Sohn doch gar nichts Schlimmes erlebt hätte. Er sei doch in Haft gewesen und habe die schrecklichen Sachen erlebt. Ich hätte damit doch gar nichts zu tun.“

Es gibt auch die klareren Fälle, wo jemand einfach rigoros gar nicht will oder wo die Teilnahme unkompliziert verabredet werden kann.

Ein junger Mann war noch dabei, der erst zugesagt und dann wieder abgesagt hat. Es gab ein längeres Hin-und-her. Nach einer Weile stellte sich heraus, dass er sich aus Schüchternheit nicht traute. Er hat das Interview von sich aus nicht gerne gegeben. Aber er hat es am Ende seiner Mutter zuliebe getan.

Hier scheint ein Motiv auf, auf das ich immer wieder gestoßen bin. Wenn die Kinder die Geschichte ihrer Eltern kennen, das Unrecht, das ihnen geschehen ist, dann treten sie oft auch dafür ein, dass diese Eltern rehabilitiert werden. Es geht dabei nicht um eine Bescheinigung, sondern um die gesellschaftliche Anerkennung dessen, was sie durchlitten haben, darum dass man ihnen zuhört und dass sie überhaupt erst einmal wahrgenommen werden. Wenn die Kinder dazu etwas beitragen können, dann geben sie auch das Interview sehr gerne. Das ist bei ganz vielen die Motivation. Am Schluss stelle ich ja immer die Frage, was die Partner bewogen hat, am Interview teilzunehmen. Dann wird dieses Motiv am häufigsten genannt – mit der zweiten Begründung: „Wir wollen wachsam sein, dass wir weiter in einer Demokratie leben.“

Ich habe für die Kinder, die in der DDR groß geworden sind, und die Kinder, die im Westen geboren sind, natürlich immer etwas unterschiedliche Fragen gehabt. Allgemein bitte ich sie, sich kurz vorzustellen, wie sie groß geworden sind. Für die Kinder, die in der DDR groß geworden sind, kommt dann natürlich die Fragen auf, ob sie miterlebt haben, wie die Eltern verhaftet wurden: „Wo waren Sie in der Zeit, in der die Eltern inhaftiert waren? Wann haben Sie die Eltern wiedergesehen? Wie war dieses Wiedersehen? Wie sind Sie mit dem Umzug in den Westen klargekommen? Wie sehen Sie die Geschichte heute?“ Und auch: „Ist in der Familie darüber geredet worden und wenn ja, in welcher Weise?“ Die letzten Fragen stelle ich natürlich auch den im Westen Geborenen. Dann gibt es noch so zwei – wie ich finde – allgemeine Fragen, auf die ich aber zum Teil wirklich sehr, sehr persönliche und aufschlussreiche Antworten erhalte.

Die erste Frage lautet: „Erleben Sie heute noch Unterschiede zwischen Ost und West?“ Es sind ja oft auch Ost-West Familien. Die andere Frage lautet: „Wenn Sie sich die Flüchtlinge vor Augen führen, die in den letzten Jahren zu uns gekommen sind, sehen Sie diese Personen mit Ihrer eigenen Familiengeschichte in irgendeinem Zusammenhang?“

Ja, wie gesagt, elf Interviews liegen noch vor mir und ich habe bisher mit zwei Partnern gesprochen, die in der DDR groß geworden sind.

Ich möchte Ihnen von dem berichten, was ich bisher habe. Wie bereits gesagt: Das, was die Menschen mir erzählen, ist in keiner Weise repräsentativ, es ist auch nicht wissenschaftlich. Es ist auch – wie die beiden Referentinnen vor mir auch schon gesagt haben – hochselektiv, wie ich zu den Leuten komme. Jetzt, da ich schon so viele Interviews geführt habe, musste ich keine Anzeigen mehr aufgeben und nicht alle möglichen Veranstaltungen besuchen, musste nicht mehr versuchen, Kontakte zu knüpfen. Ich konnte nun die Kinder derjenigen befragen, die ich selbst befragt hatte. Auch vorher bin ich schon „rumgereicht“ worden. Trotzdem ist es so, dass natürlich gerade die, die ganz schlecht mit diesen Erlebnissen zurechtkommen, diejenigen sind, die keine Interviews geben. Das ist sicherlich auch in meinem Fall so. Gerade bei den Absagen, die ich bekommen habe, nehme ich stark an, dass das genau der Punkt ist, nämlich dass die Kinder selbst vielleicht sekundär traumatisiert sind. Möglich ist auch, dass die Eltern Schwierigkeiten haben, damit zu leben. Wiederholt haben ja die Kinder berichtet, dass sie als kleine Kinder mitbekommen haben, dass die Eltern unter ihrer Haftgeschichte noch leiden – zum Beispiel in Form von Alpträumen. Sie berichten davon, dass dies für sie als Kinder ganz schrecklich war, weil sie das hilflos gemacht hat. Sie haben miterlebt, dass die Eltern, die man als Kind doch stark und beschützend erleben will, selbst so in Not sind. Das war für sie als Kinder eine ganz schreckliche Situation gewesen. Und das erzählen viele in unterschiedlichen Farben. Das erzählen alle Kinder – ich sag's hier noch mal deutlich – die erst im Westen geboren wurden, die das also selbst in der DDR nicht miterlebt haben und auch diese Atmosphäre in der DDR nicht direkt aufgenommen haben.

Ein anderes, in Abstufungen wiederkehrendes Thema ist, dass die Kinder sagen: „Es ist uns so auf die Nerven gegangen! Immer wieder wurde davon geredet!“ Sie zeigten also so richtig ein Gefühl von Überdruß. Manche haben aber auch als sie älter wurden darüber nachgedacht, woher dieses Gefühl des Überdrußes kam. Die Abwehr hatte auch mit dem Bedauern zu tun, „...dass meine Eltern immer noch so reden, reden, reden, reden, anstatt sich mal professionelle Hilfe geholt zu haben und das vielleicht anders zu bearbeiten und damit auch besser leben zu können und vielleicht nur noch gelegentlich davon zu erzählen.“

Auch hier gibt es andere Reaktionen, beispielsweise wenn der Sohn sagt: „Mein Vater kann das so oft erzählen, wie er will. Und wenn es dreimal am Tag ist, nach dem, was er durchgemacht hat, steht ihm das absolut zu.“

Dann gibt es das Phänomen, das Frau Böhm – glaube ich – als Schweigepakt bezeichnet hat. Mit der Erfahrung, dass das Reden über die Inhaftierung der Eltern in den Familien schwierig ist, wird eben nur sehr rudimentär erzählt oder vielleicht in einer Weise, dass die Kinder nicht alles verstehen. Die Kinder erhalten das Gefühl: „Ich darf jetzt nicht nachfragen, auch wenn ich es nicht verstehe.“ Trotz Andeutungen und Verschweigen spüren die Kinder, dass da „etwas“ ist. Das ist also ein schwieriges Feld. Und dazu habe ich jetzt auch einen kleinen Interviewausschnitt.

Dazu vorweg einige Informationen über die Geschichte der Familie in Kurzfassung: Die Mutter, von der der Interviewte spricht, ist 1955 wegen Spionage mit ihrem damaligen Mann verhaftet worden. Der Mann ist zum Tode verurteilt worden. Die Todesstrafe ist vollstreckt worden. Die Mutter ist zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Nach 4½ Jahren wurde sie in die DDR entlassen und hat ihren zweiten Mann, den Vater dieses Sohnes, kennengelernt, der sich bald nach Westberlin abgesetzt hat. Sie ist wenige Tage vor dem Mauerbau auch noch nach Westberlin gegangen. Die beiden sind nach Hamburg gezogen und haben in den 1960er Jahren drei Kinder bekommen. Er ist der jüngste dieser drei Söhne und ist der Einzige in der Familie, der sich für diese Geschichte interessiert. Psychologen beobachten das auch, dass es in solchen Familien immer einen Nachkommen gibt, der die Familiengeschichte versucht „aufzuräumen“. Die anderen interessiert es nicht. Er ist auch der einzige von allen meinen Interviewpartnern, der sich nach dem Interview mit seiner Mutter von sich aus aktiv bei mir gemeldet und gesagt hat: „Ich habe gehört, Sie haben ein Interview mit meiner Mutter geführt. Ich weiß so wenig und würde gerne mehr erfahren. Darf ich dieses Interview bekommen?“ Ich habe zunächst die Mutter gefragt. Da sie einverstanden war, habe ich ihm das Interview geschickt. Er wiederum hat sehr schnell reagiert und mir für mein Projekt mit den Kindern vorgeschlagen, mir auch ein Interview zu geben. Er ist allerdings der Einzige, der bisher auf diese Weise reagiert hat.

Hier also das Filmzitat:

Frage: *Wann haben Sie das erste Mal mitgekriegt, dass Ihre Mutter so eine besondere Biografie hat und dass sie inhaftiert gewesen ist? Können Sie sich erinnern, wann das war, wie alt Sie waren?*

Zeitzeuge: *Genau nicht mehr, aber ich denke, wir waren schon ein bisschen älter. Also ich vermute mal, ich war so vielleicht zwölf. Zehn bis zwölf. Es hat ja auch in meinen Augen aus heutiger Sicht wenig Sinn oder hätte es wenig Sinn gemacht, damals einem Dreijährigen zu erzählen, Deine Mutter hat mal im Gefängnis gesessen. Da haben die Eltern wohl auch gewartet, damit wir das zu mindestens ein bisschen verstehen können überhaupt. Und das wurde uns dann, ich kann mich nicht mehr erinnern, in welcher Form uns das mitgeteilt wurde. Wir haben ein Gespräch drüber geführt, Es hat mich auch nicht belastet, glaube ich. Ich kann nicht immer in mich selber reingucken. Aber es war irgendwie schon was Besonderes. Jetzt weder positiv noch negativ. Einfach: sowas hatte keiner aus meiner Umgebung, von meinen Freunden, von meiner Schule. Ich kannte zumindest niemanden. Vielleicht hat es auch niemand erzählt, wenn es auch so war, aber das war schon was Besonderes. Also ja.*

Frage: *Und Sie haben das also nicht zufällig irgendwie aufgeschnappt von den Eltern oder den älteren Geschwistern, sondern die Eltern haben sozusagen, „Jetzt setzt euch mal hin, wir wollen mit euch reden“ gesagt oder wie war die Situation?*

Zeitzeuge: *Also, wenn ich mich dunkel daran erinnere, war es so, dass die Eltern sich schon dafür Zeit genommen haben und nicht, dass zwischen ihnen nur gesprochen wurde und wir haben das zufällig gehört. Ich denke, ihnen war auch klar, dass sie das schon ein bisschen erläutern wollen, müssen, sollten. In welcher Form jetzt, wie umfangreich, das kann ich mich*

jetzt schwer erinnern. Das ist ja jetzt gute 40 Jahre her. Und mich hätte auch mal genauer interessiert der Zeitpunkt und manchmal denke ich, ich würde heute ... ich habe heute viele Fragen an meine Eltern, was das betrifft, die insbesondere auch durch dieses Interview heute aufgetaucht sind bei mir. Ich habe jetzt viele Fragen gesammelt, die ich meiner Mutter noch stellen möchte. So lange ich es noch kann. Und wenn ich es nicht mehr kann, würde ich mich ärgern. Und dazu würde auch zählen, ob sie sich noch erinnern können oder meine Brüder, wann wir das eigentlich genau erfahren haben oder wann es uns erzählt wurde und in welcher Form. Also ich meine, dunkel zu erinnern, dass die Eltern sich dafür Zeit genommen haben und haben gesagt: „Wir müssen mit euch sprechen. Die Mutti war mal im Gefängnis so.“

– Pause. Schwarzfilm. Schnitt. –

Zeitzeuge: Also ich habe manchmal heute den Eindruck, dass Vieles nicht angesprochen wurde. Ich habe das Gefühl, auch heute noch manchmal, das bestätigt das vielleicht noch, dass das früher erst recht nicht so war, dass Dinge einfach passieren, aber es wird nicht klar drüber gesprochen. Meine heutige Partnerin ist da ganz anders. Die spricht Sachen ganz offen an und fragt auch viel. Ich habe auch gar nicht gelernt, viel zu fragen, meine Eltern. Irgendwie, ich will nicht sagen, untern Teppich gekehrt, aber es war – vielleicht wollten sie auch uns Kinder nicht belasten. Es ist schwer zu sagen heute, aber wir haben über solche Themen wenig gesprochen. Wenig.

Frage: Wann ist bei Ihnen denn das Bedürfnis entstanden, mehr zu wissen, auch wenn Sie sich dann vielleicht doch nicht trauen zu fragen, aber dass Sie das Gefühl haben, ich würde eben gerne wissen, was hat meine Mutter oder auch mein Vater erlebt?

Zeitzeuge: Das kam eigentlich erst viel später. Da war ich schon erwachsen. Also als Kind habe ich hingenommen, meine Eltern sind aus der DDR geflüchtet, meine Mutter hat dort im Gefängnis gesessen.

Das war so ein Fall, bei dem es schwierig ist, in der Familie darüber zu reden. Das hat ja gar nichts mit Unwillen oder Unvermögen zu tun. Das ist einfach ein ganz schwieriges Thema. Und wenn man als Kind spürt, dass es für die Eltern zu schwierig ist, dann nimmt man eben Rücksicht.

Eine andere Reaktion auf die Fluchtgeschichte der Eltern ist Dankbarkeit. Die Kinder sagen: „Ich finde es großartig, dass Ihr das ganze Risiko auf Euch genommen habt, auch wenn wir da mit hineingezogen worden sind... Aber trotzdem, unterm Strich sind wir Euch dankbar.“ Die Frau, die das sagt, ist eine Tochter, deren Eltern beide zusammen 1977 wegen Vorbereitung zur Republikflucht verhaftet wurden. Die Familie war christlich geprägt. Das wird noch eine Rolle spielen. Der Vater wurde auf dem Weg zur Arbeit verhaftet oder er war bereits auf der Arbeit. Die Mutter war zu Hause. Auch die damals 2- und 3-jährigen Kinder waren zu Hause. Die Kinder sind, glaube ich, gleich bei der Verhaftung zu Hause von der Mutter getrennt worden und für 2 bis 3 Wochen in unterschiedliche Kinderheime gekommen. Die Eltern sind zu mehreren Jahren verurteilt worden. Die Kinder kamen nach spätestens drei Wochen zu den Großeltern. In diesem Fall, weil das in der

Diskussion vorhin zur Sprache kam, waren die Familien auf die Inhaftierung vorbereitet. Die Eltern waren ein halbes Jahr vorher schon einmal für eine Nacht inhaftiert gewesen und wurden von da ab intensiv beobachtet. Dies geschah so offensichtlich, dass ihnen klar war, dass sich eine Verhaftung jederzeit wiederholen konnte. Sie hatten die Großeltern informiert, die Kindergärtnerin im christlichen Kindergarten und hatten sie gebeten, sich um die Kinder zu kümmern. Der Pfarrer hat sich dann auch sehr eingesetzt. So ist es gelungen – wie man aus den Stasiakten nachträglich rekonstruieren konnte – die Kinder nach spätestens drei Wochen aus dem Heim zu holen und zu den Großeltern zu geben. Dort haben sie die anderthalb Jahre verbracht, während die Eltern inhaftiert waren. Nachdem die Eltern freigekauft worden waren, hat es dann noch einmal ein halbes Jahr gedauert, bis die Kinder nachkommen konnten. – Jetzt kam ein Zwischenruf aus dem Publikum: „Das war normal!“ Dazu kann ich, die so etwas nicht erlebt hat, nur sagen: „Ich empfinde das nicht als normal.“ Aber auch die Familien haben ja jeden Tag, den das länger gedauert hat, als zusätzliche Strafe erlebt.

Trotzdem ist es jetzt so, dass sowohl die damals Zweijährige, als auch der damals dreijährige Sohn sagen: „Wir sind unseren Eltern unendlich dankbar dafür, dass sie das auf sich genommen haben, denn so konnten wir in Freiheit groß werden. Wir konnten in die Schule gehen, wir konnten unsere Ausbildung machen und alle diese Vorzüge erleben, für die unsere Eltern das alles unternommen haben.“

Und dafür gibt es jetzt den ersten Teil des Filmausschnittes mit der Tochter.



Katrin Frank im Interview.
Foto: Alexandra Pohlmeier

Zeitzeugin: *Ich bin meinen Eltern bis heute sehr, sehr dankbar, dass sie das alles durchgemacht haben für uns Kinder. Muss ich ganz oft sagen. Und meine Mutter sagt auch, naja also. Wir erzählen nicht mehr viel drüber, wir haben früher viel über die Flucht und über das geredet, was vielleicht auch der Grund war, warum sie das gemacht haben und ich weiß heute, meine Eltern haben das natürlich auch für sich getan, sie wollten frei sein, aber wenn wir Kinder nicht gewesen wären, weiß ich nicht, ob sie´s wirklich gemacht hätten, dass sie geflohen sind. Sie haben´s bestimmt auch zu mindestens 80 Prozent für uns Kinder gemacht, weil sie uns Kinder in Freiheit und vor allem eben auch im christlichen Glauben erziehen wollten. Und da bin ich ihnen heute noch dankbar, dass sie das durchgemacht haben. Sicher, wir Kinder haben auch was durchgemacht, aber wir sind zum Glück ja behütet aufgewachsen trotzdem. Also, und das hab´ ich auch meiner Mutter gesagt: „Nein, ich bin dankbar, dass Ihr das gemacht habt.“ Und ich hab´ ja einen riesen Erfahrungsschatz da schon mitbekommen. Wir haben, wir sind sehr schnell selbstständig geworden, selbstbewusst bin ich geworden dadurch. Ich weiß heut´ noch, bei meiner Omi, die dadurch, dass sie eben auch die Flucht mit den vier kleinen Kindern durchhatte, es ging ja nicht anders, die hat mich dann mit vier Jahren oder so, wie alt war ich da, vier, drei oder vier, zum Bäcker geschickt. Geld in die Hand und der Bäcker war um die Ecke. „Gehste was kaufen“ und hat mir gesagt, was. Und da muss*

ich wohl, ich kann mich selber gar nicht dran erinnern, ich hab 's nur erzählt bekommen, heulend zurückgekommen sein: 'Omi!' Und da hab ' ich mich gar nicht – das war 'ne Stock, also 'ne Mehrfamilienwohnung und wir waren weiter oben und ich hab ' mich einfach unten ins Treppenhaus gesetzt und geheult. Meine Oma hat gedacht, wieso kommt sie denn gar nicht wieder und so. Und dann kam 'ne Nachbarin, die auch im Haus wohnte und ,Katrin, was is 'n los?' Und dann hab ' ich nur so: ,Ich weiß nicht, wo der Bäcker ist.' <lacht> Ich hab ' den Bäcker nicht gefunden. Ja, dann ist sie mit mir dann halt doch zusammen hin und so. Aber – einfach mal raus und probieren. Also so, ja einfach mal, also ne. Da gab 's eben nicht dieses 'Oh Gott, armes Kind' und so, sondern einfach mal ja raus ins Leben und schauen. Und das ist mir schon noch so geblieben. Also die Schritte, die ich in meinem Leben gemacht hab, ob das nun Umzug war, Studium, woanders Au-pair machen, das hab ' ich schon so aus 'ner Intuition raus oder aus 'm Gefühl, jetzt will ich, jetzt brauch ' ich 'ne Veränderung, jetzt möchte ich was Neues machen.

In dem Fall war es übrigens so in der Familie, dass die sich auch nicht besuchen konnten in den anderthalb Jahren. Es gab aber Briefe. Weil die Kinder nicht lesen konnten, wurde eben gemalt. Daran konnten sich die Kinder auch später erinnern. Mit dem Bruder habe ich kürzlich auch ein Interview geführt, das ich heute aber noch nicht vorstellen kann. Trotzdem kann ich Beobachtungen über beide Geschwister mitteilen. Beide Geschwister konnten – obwohl sie zum Teil beeindruckend genaue Erinnerungen haben – auf die Frage, was ihnen eigentlich von den Großeltern über die Abwesenheit ihrer Eltern erzählt worden war, keine Antwort geben. Sie konnten sich an das Kinderheim erinnern und viele einzelne Situationen, nicht aber an diese Erklärung. Auch konnten sie sich an die gemalten Briefe erinnern, nicht aber an eine Erklärung, wo denn die Briefe hergekommen seien. Es scheint, als hätten sie dieses Wissen ausgeblendet. Trotzdem, sagen sie, haben sie die Zeit relativ gut überstanden. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass sie die Großeltern kannten, bei denen sie lebten. Sie sind im selben Ort geblieben. Sie haben alle diese Schikanen im Kindergarten und in der Schule, die viele Kinder erlebt haben, nicht erlebt. Oder, so wird man vorsichtiger sagen müssen, sie können sich nicht erinnern. Das weiß ich natürlich nicht. Aber sie sagen, es habe keine Schikanen gegeben.

Noch ein Thema möchte ich vorstellen, das allerdings Kinder betrifft, die im Westen geboren sind. Hier entsteht natürlich die Frage nach der transgenerationalen Weitergabe, danach, dass diese Kinder „irgendetwas“ übernommen haben, dass sie das Gefühl haben, die Haft oder Verfolgungsgeschichte ihrer Eltern hätte Einfluss auf Ihr persönliches Leben. Dass sie von einer gewissen Schwere berichten, die es ihnen nicht gestattet, unbefangen, locker, fröhlich, lustig durchs Leben zu gehen, wie manche anderen. Das sehen sie bei ihren Eltern und das sei bei Ihnen schon zum Teil auch so. Sie würden sich bemühen, da anders durchs Leben zu kommen. Aber das ist für einige tatsächlich ein Thema.

Es wird ja auch immer gesagt, dass es bei Kindern, deren Eltern starke Traumatisierungen erlebt haben, Beziehungs- oder Bindungsprobleme gibt. Das habe ich bei meinen Interviews so direkt noch nicht beobachtet. Aus der Recherche weiß ich aber von jemandem, der kein Interview geben würde, dass er tatsächlich – obwohl er Familie hat – eher ein

einsames Leben führt. Und so wie er das schildert, ist bei mir eher der Eindruck entstanden, dass er im Grunde die Einsamkeit, die Isolation, die Zelle, in der sein Vater acht Jahre lang war, sozusagen nachlebt. Das scheint so ein innerer Auftrag zu sein. Der Vater ist schon 20 Jahre verstorben. Man kann ihn leider nicht mehr befragen. Und wie gesagt, das Kind ist bisher nicht zu einem Interview bereit. Er ist auch wenig reflektiert, so dass nicht abzuschätzen ist, ob das ergiebig wäre. Was ich berichtet habe, das weiß ich mehr oder weniger zufällig aus den Vorgesprächen.

Zu einem letzten Thema: Was sich auch bei einigen wiederholt, ist das Bedürfnis, viel Freiheit zu haben. Ich habe das bereits erwähnt: ein starkes Autonomiebedürfnis, Freiheitsdrang und Wunsch nach Weite.

Und da geht unser Film auch schon weiter:

Zeitzeugin: Im Gegensatz zu meinem Vater, der schlimm Heimweh hatte, kenn' ich Heimweh nicht. Ich hab' mir schon mal so überlegt, was ist mir denn so geblieben oder hab' ich, hat mich das irgendwie geprägt, die Zeit ohne meine Eltern oder diese kurze Zeit, wo wir doch im Kinderheim waren? Was ich schon sagen kann, ist, ich brauche 'ne gewisse Freiheit. Also nicht nur so die Freiheit zu sagen, gut jetzt kann ich auch mal für mich was machen, jetzt kann ich, was weiß ich, Reiten gehen oder so, sondern auch, wenn ich im Urlaub entscheiden könnte, ich würde nicht in die Berge gehen, anders als meine Eltern, meine Mutter ist 'ne absolute Bergziege, die möchte am liebsten wandern. Find' ich schon auch toll, aber ich fühl' mich wohl am Meer, wo ich 'n ganz weiten Blick hab.

Das war der letzte Ausschnitt. Aufgrund der Fragen, die schon vor der Pause auftauchten, vermute ich, dass viele im Saal diesen Vortrag jetzt als sehr unbefriedigend empfinden, weil das Ihre Fragen nicht beantwortet.

Dieses Geschwisterpaar, was tatsächlich kurz im Heim war und danach bei den Großeltern, sagt auch: „Wir brauchen keine Entschädigung, es ist uns ja gut ergangen. Wir haben die Chance gehabt und das ist okay für uns.“ Sicher sehen die beiden auch, dass das vielleicht für einige Andere ein Problem ist. Aber sie für sich würden das nicht in Anspruch nehmen wollen.

Damit bin ich am Ende.

Panel: Politisch verfolgte Eltern und ihre Kinder – Erfahrungswelten

Mit Prof. Karin Sorger (Mutter) und Dr. Natalie Wöhrle (Tochter), Dr. Ute Steinhäuser (Mutter) und Dr. Katrin Klein (Tochter), Moderation: Isabel Fannrich-Lautenschläger, freie Journalistin aus Berlin.



(v.l.n.r.): Karin Sorger, Natalie Wöhrle, Katrin Klein, Isabel Fannrich

(Foto: UOKG)

Isabel Fannrich: Sie wundern sich vielleicht, dass wir hier zu viert sitzen. Angekündigt waren eigentlich vier Teilnehmerinnen außer mir auf dem Podium, also wieder einmal Frauen. Leider ist die Mutter von Frau Klein aus gesundheitlichen Gründen am Kommen gehindert. Umso schöner, dass Sie gekommen sind und jetzt alleine erzählen. Ich dachte mir, ich stelle Sie alle erstmal kurz vor. Und dann reden wir über das Thema „Kommunikation“. Das hat sich ja heute auch so ein bisschen als Leitfaden erwiesen. Im Anschluss gibt es noch ein paar Fragemöglichkeiten, ein paar Minuten Zeit dafür. Ganz außen sitzt Frau Professor Karin Sorger. Sie sind 1939 in Magdeburg geboren, 79 Jahre alt heute. Als Sie 37 waren, da haben Sie den ersten Fluchtversuch unternommen – 1977. Sie waren damals Fachärztin für Pathologie in Leipzig und alleinerziehende Mutter von Ihrer Tochter. Dieser Fluchtversuch, bei dem Sie an der Transitstrecke standen, hat nicht funktioniert. Da kam niemand. Ihre Tochter war dabei und wusste von nichts, was ich auch bemerkenswert fand – so als Situation. Man hatte vorher erfolglos versucht, Sie als Inoffiziellen Mitarbeiter anzuwerben und Ihnen die Reisen in den Westen nicht genehmigt. Und deshalb wollten Sie fliehen. Im Monat danach haben Sie einen ähnlichen Versuch unternommen.

Sie sind noch einmal an die Transitstrecke gegangen, ohne Ihre Tochter dieses Mal, um zu gucken, welcher Ort es denn sein könnte. In dem Moment sind Sie dann verhaftet worden. Ihre Tochter war in diesen Stunden, wie an diesem Wochentag üblich, bei Ihrem Vater – also bei dem geschiedenen Mann – zu Besuch. Und Sie wurden daraufhin zu einem Jahr und sechs Monaten Haft verurteilt. Sie kamen nach Hoheneck. Sie waren vom Februar bis November 1977 inhaftiert und wurden dann vom Westen freigekauft. Und Sie haben dann auch erreicht, dass Ihre Tochter ebenfalls ausreisen durfte. Das geschah allerdings erst vier Monate später. Das war eine relativ lange Zeit im Vergleich zu anderen Fällen. Sie mussten auch Ihre Tochter selbst in Leipzig abholen. Das war noch einmal eine besondere Situation, weil Sie eigentlich Einreiseverbot hatten. In Mainz dann haben Sie sich an der Universität habilitiert und als Chefärztin gearbeitet. Heute leben Sie in Baden-Baden und haben 2016 Ihre Autobiographie vorgelegt: „Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit“. Ich weiß nicht, haben Sie da so ein paar Exemplare zum Stöbern mit? Eins. Gut.

Frau Dr. Natalie Wöhrle, Sie sind 1968 geboren worden und heute 49 Jahre alt. Als Ihre Mutter verhaftet wurde, waren Sie acht Jahre alt. Sie kamen nicht ins Kinderheim, wenn ich das recht verstanden habe, sondern konnten dann gleich beim Vater bleiben und – wie Sie auch gesagt haben – die Haftzeit Ihrer Mutter in einem relativ heilen Zuhause verbringen. Allerdings mussten Sie sich dann bei der Ausreise in den Westen vom Vater trennen, aber auch von guten Freunden, was für Sie sehr schmerzhaft war. Sie durften ihn aber besuchen. Heute leben und arbeiten Sie als Radiologin und Oberärztin in München. Sie haben selbst drei Kinder.

Jetzt komme ich zu Ihnen, Frau Dr. Katrin Klein, also alles Ärztinnen hier. Auch Ihre Mutter ist Ärztin. Sie wurde zusammen mit dem Vater im August 1975, also ein ähnlicher Zeitraum mit nur zwei Jahren Unterschied, auch wegen geplanter Republikflucht verhaftet. Weitere Vorwürfe waren „staatsfeindliche Verbindungsaufnahme“, wie das so hieß, und Spionage. Ihre Mutter wurde zu sieben Jahren Haft verurteilt. Sie war zwei und ein Viertel Jahre in Untersuchungshaft und musste insgesamt viereinhalb Jahre in Hoheneck „absitzen“. Ihr Vater wurde zu 15 Jahren Haft verurteilt. Er musste sechs Jahre und acht Monate in Bautzen „sitzen“.

Wie war das? Ihre Mutter wurde dann 1979 in die DDR entlassen? Als dann Ihr Vater zwei Jahre später in den Westen entlassen wurde, konnten Sie im Rahmen dieser Familienzusammenführung zusammen mit Ihrer Mutter auch in den Westen gehen.

Sie selbst sind 56 Jahre alt. Als die Eltern bei der Arbeit verhaftet wurden, waren Sie 13 und Ihr Bruder 11. Das ist schon ein Stück älter. Da waren Sie in der Pubertät und haben das noch einmal anders wahrgenommen. Davon hören wir ja gleich. Sie kamen sechs Wochen ins Kinderheim und danach von Dresden nach Plauen zur Oma, der Mutter Ihres Vaters. Das waren schon einige Jahre, die Sie dann dort gelebt haben. Bei der Haftentlassung Ihrer Mutter waren Sie dann nämlich 17 Jahre alt. Das habe ich ja dann schon erzählt, dass Sie dann in den Westen gegangen sind. Da Sie das Abitur in der DDR nicht machen durften, haben Sie das dann im Westen nachgeholt und Medizin studiert. Sie

haben dann lange Zeit eine Praxis für Allgemeinmedizin gehabt. Sie leben in Nürnberg und haben zwei Kinder.

Die Haft ist ja ein sehr einschneidendes Erlebnis in einer Familie. Ich finde jetzt das Thema wichtig, inwiefern Familien trotzdem in Kontakt geblieben sind, obwohl das ja faktisch erst einmal einen Einschnitt gibt und kaum Möglichkeiten der Kommunikation. Frau Sorger, Sie sind an der Transitstrecke verhaftet worden – das habe ich schon erzählt – kamen ins Gefängnis. Sie wussten, dass Ihre Tochter bei Ihrem Mann ist. Sie wussten aber nicht, was dort passiert. Das haben Sie mir erzählt: Sie wussten nicht, was Ihr geschiedener Mann Ihrer Tochter erzählt. Die beiden wussten auch zunächst gar nicht Bescheid. Wann und wie haben Sie denn erstmals erfahren können, wie es Ihrer Tochter ergangen ist und wie es ihr ging?

Karin Sorger: Das weiß ich gar nicht, wann ich das erfahren habe. Für mich war das Schlimmste, dass ich zum ersten Mal nicht zuverlässig war. Ich wollte an dem Tag die Stelle vorher angucken, an der ich am nächsten Tag an der Autobahn mit Natalie zu stehen hatte. Meine Fluchttermine waren im Januar und Februar. Da ist es ja, wenn man sich um 19 Uhr trifft, schon dunkel. Und dann bin ich immer vor dem Fluchttermin an die Autobahn gefahren und habe geguckt, wo ich hinmuss, damit ich mit dem Kind und in der Angst am nächsten Tag die Sache finde. Ich habe die Zeit sogar gestoppt... Das war immer auf der Autobahn. Wenn man die Mitteilung kriegte „Kilometerstein 92“, musste man, sobald man den Kilometerstein sah, an der nächsten Abfahrt abfahren, das Auto stehen lassen und versuchen, an diesen Kilometerstein wieder heranzukommen. An jenem Tag, an dem der zweite Fluchtversuch einen Tag später starten sollte, hatte ich das Glück, dass der Vater von Natalie sie wie alle vierzehn Tage abholte. Wir hatten so ein Abkommen gemacht, dass er die Natalie alle vierzehn Tage am Wochenende einen Tag abholte. In der Regel bin ich dann ins Institut gegangen und habe gearbeitet, wenn er das Kind holte. An jenem Tag wusste ich, dass ich an die Autobahn fahre. Ich konnte ihm das natürlich nicht sagen. Um 19 Uhr holte er immer die Natalie ab. Dann habe ich zu ihm gesagt: „Also, pass mal auf. Ruf vorher an, weil ich heute nicht im Institut bin. Damit Du nicht vor der Tür stehst und ich rechtzeitig zu Hause bin.“ Ich wusste nicht, dass ich nie mehr nach Hause kam. Ich habe das einfach nur gesagt, weil ich nicht wusste, wann ich von der Autobahn zurück bin, habe aber nicht geahnt, dass ich an diesem Tag verhaftet werde. Für mich war das ganz schlimm, dass ich ohne Abschied verschwand, ohne der Natalie etwas erklären zu können. Und ich habe zur Staatssicherheit gesagt, sie möchten meinen geschiedenen Mann benachrichtigen, der das Kind hat. Sie haben mir das auch versprochen und haben das wohl offenbar nicht getan. Wie es der Natalie ging, habe ich eigentlich gar nicht erfahren. Ich wusste, dass sie bei ihm in guten Händen ist. Aber die Staatssicherheit spielte natürlich mit dieser Problematik, dass wir geschieden sind – und jetzt war sie bei ihm. Ich hatte das Sorgerecht. Aber die Gefahr war, dass die sagten: „Ja, Sie können das Kind nicht sozialistisch erziehen. Das muss zum Vater.“ Sie haben mir dann auch einen Brief vorgelesen, den mein geschiedener Mann geschrieben haben soll, wenn ich zu mehr als zwei Jahren Freiheitsstrafe verurteilt werde, dass er

dann die Natalie behalten müsse. Das war dann so konstruiert, weil sie sich dann mit seiner jetzigen Familie kein neues Kind anschaffen könnten. Das habe ich der Staatssicherheit nicht geglaubt. Der Stasimann hat mir den Brief vorgelesen und hat gesagt: „Das hat Ihr geschiedener Mann geschrieben.“ Und dann habe ich gesagt: „Das glaube ich nicht.“ Dann ist der aufgestanden, hat mir den Brief so vorgehalten... In der Regel war das ja so: Der Stasi-Mann saß in der einen Ecke und ich in der anderen Ecke. Wir saßen immer weit auseinander. Aber zu diesem Zweck kam er an mich ran, zeigte mir den Brief und fragte: „Ist das die Schrift Ihres geschiedenen Mannes oder nicht?“ Da musste ich sagen: „Ja.“ Aber ich konnte kein Wort lesen. Das war mein schweres Handicap während der Haft, dass ich nie wusste, krieg´ ich das Kind oder nicht?

Isabel Fannrich: Frau Wöhrle, wie war denn das für Sie? Sie waren bei Ihrem Vater zuhause und Ihre Mutter kam nicht? Gab es eine Erklärung für Sie? Von Ihrem Vater dann irgendwann in den darauffolgenden Tagen? War Ihnen klar, was da passiert ist?

Natalie Wöhrle: Nein, ich wusste über ein Jahr nicht, wo meine Mama ist. Es war so, dass wir mit dem Auto an die Straße heranfuhrten, wo wir wohnten, und die Wohnung blieb dunkel. Ich saß mit meinem Vater im Auto und wir warteten die ganze Zeit darauf, dass da jetzt das Licht anging oder meine Mutter mit dem Auto käme. Ich dachte halt, sie käme zu spät von irgendwoher. Und so nach einer Stunde sagte er: „Du Mäuschen, wir fahren jetzt mal lieber nach Hause.“ Das heißt: zu seinem Zuhause, zu seiner Frau, die zwar nicht meine Mama war, die ich aber mag und gernhabe. Da fing es schon an für mich, komisch zu werden, denn das war noch nie passiert. Wir sind dann zurückgefahren. Und ich sehe noch, wie die beiden Erwachsenen – mein Vater hinter mir und seine Frau vor mir – in der Tür stehen. Und die Frau guckt ihn an – ich sehe nur die Blicke – fragend: „Was ist los?“ Und er zuckt wohl mit den Schultern und schiebt mich so rein in eine Wohnung, die ich natürlich kannte, die mir aber in diesem Moment überhaupt nicht lieb war, weil ich wusste: „Hier stimmt was nicht.“ So. Und ab diesem Zeitpunkt lebte ich in dieser Wohnung. Da gab es noch einen kleinen Bruder, den ich sehr liebte. Das war gut. Aber ich wusste in dem Moment: „Irgendetwas ist hier völlig faul.“

Mir hat an diesem Abend keiner etwas erklärt. Mein Vater hat später gesagt, er hat in allen Krankenhäusern angerufen, weil die beiden gedacht haben: „Deine Mutti hatte einen Unfall.“ Das war ja auch nachvollziehbar. Dann haben die mich ins Bett gesteckt. Und ich merkte, hier stimmt was gar nicht. Ab diesem Moment haben die mich liebevoll in ihre Familie aufgenommen. Das war alles äußerlich gut. Und ich habe wohl am Anfang auch gefragt: „Was ist denn mit meiner Mutti?“ Ich war acht Jahre alt. Ich war nicht mehr ganz klein, aber meine Mutti war immer meine erste Bezugsperson. Meine Eltern sind geschieden, seit ich drei bin, das heißt, meine Mama war das Nächste, eine symbiotische Verbindung – und die fehlte jetzt plötzlich. Und mir hat keiner etwas gesagt. Ich war von Januar 1977 bis März 1978 bei meinem Vater und seiner Familie. Mir hat nie jemand gesagt: „Deine Mutti ist im Gefängnis.“ Das Einzige, worum meine Mutter sich gekümmert hat: Sie durfte von zwei Personen Besuche erhalten, einer davon war mein Vater. Sie hat zu meinem Vater und auch zu den beiden anderen gesagt: „Sagt der Natalie, dass ich lebe

und dass ich wiederkomme.“ Und das haben die auch gemacht. Die haben alle gesagt: „Die Mutti kommt wieder.“ Ja, Punkt. Das habe ich als Kind komischerweise gehört, habe am Anfang gefragt und dann nicht mehr, weil gespürt habe, dass ich nicht fragen darf. Und dann geht so ein Kind irgendwie in so eine Schiene rein. Mein Leben war ja jetzt nicht so schlimm, außer dass die Mutti fehlte. Das war natürlich dramatisch.

Isabel Fannrich: Ich finde das unglaublich. Das ist kaum nachzuvollziehen, dass Sie keine Antwort bekommen haben. Sie haben ja gefragt: „Wo ist sie?“ Und dann kam nichts. Was haben Sie denn gedacht, wo sie ist?

Natalie Wöhrle: Ich muss sagen, ich kann es mir heute – werde jetzt bald fünfzig – kaum noch vorstellen. Ich habe selber drei Söhne, die sind 12, 14 und 20, und es fällt mir ganz schwer, mir das vorzustellen. Aber die Kinder sind verschieden. Und ich habe einfach gemerkt... Vorhin kam das kurz mal zur Sprache. Die Erwachsenen, die sich um einen kümmern, will man nicht irgendwie in Schwulitäten bringen. Man will die nicht verunsichern. In dem Moment, wo ich gefragt habe, habe ich gemerkt: Jetzt werden die unsicher. Aber sie waren mir ja gut gewillt. Sie waren ja alle auf meiner Seite irgendwo. Und deshalb habe ich gedacht: „Dann fragst du lieber nicht.“ Ich wollte ihnen ja nichts tun. Im Nachhinein habe ich auch mal versucht... habe ich gefragt: „Warum habt Ihr mir das denn nicht gesagt?“ Da war eine Antwort, dass sie Angst hatten, dass ich im öffentlichen Raum plötzlich sage: „Wie geht`s meiner Mutti im Gefängnis?“ Oder dass ich meiner besten Freundin erzähle: „Übrigens, meine Mutti ist im Gefängnis.“ Das hätte natürlich passieren können. Das war sicherlich mit ein Grund, warum die das so zurückgehalten haben. Wobei, wie ich das heute machen würde... Ich würde meinen Kindern das in kindgerechter Form mitteilen. Ich würde es nie so machen.

Isabel Fannrich: Da berichten Sie eigentlich von so einem Rollentausch, dass die Kinder der politisch Inhaftierten so ein Stück Verantwortung übernommen haben.

Karin Sorger: Dazu muss ich noch sagen, dass die Ämter die Natalie wohl sogar vor der Ausreise gefragt haben, wo sie hinmöchte, ob sie beim Vater bleiben möchte oder zur Mutter will. Was für eine Belastung für ein Kind. Das hat mir die Natalie als Kind erzählt, als wir uns dann trafen. Dann hat sie zu mir gesagt: „Mami, wo Du warst, das war für mich wie ein schwarzes Loch. Aber ich habe gesagt, dass ich zu Dir möchte.“ Das war damals. Und ich habe immer gehofft, dass er ihr das kindgerecht erklärt. Wenn ich auf der Flucht mit Natalie ertappt worden wäre, hätte ich ihr gesagt, was los ist. Ich hätte versucht, ihr kindgerecht das zu erklären, dass ich jetzt ins Gefängnis muss, aber dass ich wiederkomme. Aber ihr Vater ist eher ein vorsichtiger Mensch und der hat das eben nicht gemacht.

Natalie Wöhrle: Ich muss sagen, für meinen Vater war das sicher auch ein gewisser Selbstschutz. Ich will ihn aber gar nicht beurteilen. Ich glaube, dass ist auch ein Selbstschutz für einen Vater, wenn der sein Kind hergeben muss. Das darf man ja auch mal in den Raum stellen.

Isabel Fannrich: Jetzt zu Frau Klein. Ihre Eltern wurden auf der Arbeit verhaftet. Sie haben das also nicht direkt mitbekommen. Sie waren aber zusammen mit Ihrem Bruder zu

Haus und haben erlebt, dass dann die Staatsicherheit klingelte. Sie wurden nicht nur ausgefragt. Auch die Wohnung wurde durchsucht. Wie war das denn für Sie beide? Wurde Ihnen gesagt, dass die Eltern verhaftet wurden? Oder haben die gar nichts gesagt?

Katrin Klein: Die haben schon etwas gesagt. Die haben gesagt, dass die Eltern verhaftet worden sind und dass sie Verbrecher sind. Es wurde irgendeine Kiste gesucht, in der angeblich Material überbracht wurde. Es wurde gesagt, dass wir ins Kinderheim kommen. – Ich glaube, wir waren ziemlich aufgeregt. Ich weiß, dass wir gefragt haben, was wir brauchen. Also, eine Zahnbürste... Ich habe meinen Bruder noch einmal gefragt, weil ich so das Gefühl hatte, dass wir gar nichts brauchen, ...dass wir wirklich nur eine Zahnbürste mitgenommen haben in das Kinderheim. Das war ja kurze Zeit vor dem Schulanfang... Und auch keine Kleidung. Mein Bruder hat gesagt: „Einen Schlafanzug hätten wir uns noch mitnehmen können.“ Aber das weiß ich nicht mehr. Ja, dann sind wir ins Kinderheim gekommen. Da war noch jemand vom Jugendamt [damals: Jugendhilfe /CS] dabei, zwei von der Stasi – ganz sicher. Und dann der Nachbar, angeblich als Zeuge, dass in der Wohnung nichts verwüstet wird oder was weiß ich. Wahrscheinlich auch ein Stasi-Mitarbeiter. Und ich habe das auch so in Erinnerung, dass wir nicht auf's Klo gehen konnten, die Tür zumachen. Also, es war unwirklich.

Isabel Fannrich: Wie hat denn das soziale Umfeld darauf reagiert? Es wusste nicht Bescheid, dass Ihre Eltern in politischer Haft saßen. Da konnte man höchstens Fragen stellen: „Wo ist denn eigentlich die Mutter?“ Aber wie hat denn bei Ihnen das Umfeld reagiert? Sie haben erzählt, dass bei Ihnen der Leiter des Kinderheims zu Ihnen gesagt hätte, Ihre Eltern seien Verbrecher, Sie sollen sich von ihnen lossagen.

Katrin Klein: Das kam ganz oft, aber im Freundeskreis. Meine Mutter hatte einen größeren und aktiveren Freundeskreis, als mein Vater. Also, ich war ja innerhalb von Dresden umgezogen und erst nach sechs Wochen bin ich dann nach Plauen ins Vogtland gekommen. Und in den sechs Wochen habe ich mich noch mit Schulfreundinnen getroffen. Und ich habe es erzählt, dass meine Eltern im Gefängnis sind. Und angeblich sollen meine Eltern Verbrecher sein. Eigentlich war es so, dass ich von den Eltern meiner Freundin mit sehr viel Güte versorgt worden bin – Essen, Leckereien, alles was ich gerne gehabt habe. Also eigentlich ein bisschen verwöhnt, wenn ich bei denen war.

Isabel Fannrich: (an alle) Wie haben Sie denn diese Trennung Kinder-Eltern empfunden während dieser langen Haftzeit, kürzeren Haftzeit? Vielleicht fangen wir bei Ihnen an? Sie haben ja wahrscheinlich gehört, dass das ein Urteil mit einer sehr langen Haftstrafe war.

Katrin Klein: Ja, wir haben ja zweieinhalb Jahre, solange die Eltern in Untersuchungshaft waren, die Eltern gar nicht besuchen können. Und erst nach der Untersuchungshaft, als sie verurteilt waren, durften wir sie dann besuchen. Da ist die Großmutter hingefahren. Es kamen Briefe, ich weiß aber nicht mehr, wie viele. Wie oft sie geschrieben haben in der Untersuchungshaft, daran habe ich keine Erinnerung mehr. Das habe ich alles ein bisschen vergessen. Es war aber eine Verbindung da. Am Anfang war das irgendwie unwirklich. Es war irgendwie so: Man wacht auf und es ist alles vorbei. Das war im Kinderheim

öfter mal so. Später ist das dann Realität. Ich war in der Pubertät. Ich habe mich für Jungs interessiert, für Mathe, Physik. Das war alles interessant. Da war so viel anderes auch noch, dass ich eigentlich oft abgelenkt war.

Isabel Fannrich: Aber Sie haben tatsächlich Ihre Eltern besucht in der Haft?

Katrin Klein: Ab 16 Jahren, dann als die Untersuchungshaft vorbei war, dann ja.

Isabel Fannrich: Und wie war das? Das muss ja auch sehr unwirklich gewesen sein.

Katrin Klein: Ja, das ist ja auch seltsam, weil man ja auch als Besucher wie als Verbrecher ins Gefängnis geht. Alles wird abgeschlossen. Alles, was man mitbringt – die Taschen – wird durchsucht. Und dann geht man durch x Türen. Und dann wird man ermahnt, was man alles nicht sagen darf, und was man nicht machen darf: keine Hand schütteln, nicht umarmen. Bei meinem Vater war dann unten so eine Trennwand, damit man mit den Füßen nicht hinüberkonnte. Bei der Mutter war das, glaube ich, offen unten.

Karin Sorger: Da war eine Glasscheibe.

Katrin Klein: Nein, ich glaube, da war keine Glasscheibe. Ich weiß nicht, wer Hoheneck kennt, kann man ja angucken. Das sieht jetzt fast ein wenig idyllisch aus, dieses Gebäude davor. Da kam man ja hinein und war dann in so einem Warteraum. Manchmal saß noch jemand drin. Das ging alles über x Türen. Und man ist wie ein Verbrecher rein zu einem Verbrecher.

Isabel Fannrich: Hatten Sie das Gefühl, dass Sie Ihren Eltern in der Zeit fremd geworden sind? Oder wie lief das ab?

Katrin Klein: Ja, mein Vater hat immer zu mir gesagt: „Die Männer sind alles Wölfe im Schafspelz.“ Da habe ich gedacht: „Was redet denn der für einen Unsinn?“ Das hat der dann zu mir mit 15 oder 16 gesagt. Also, da hatte ich schon das Gefühl, dass mein Vater von mir als 16-Jähriger überhaupt keine Ahnung hatte. Ich habe immer das Gefühl gehabt, er behandelt mich wie so eine 12–13-Jährige.

Isabel Fannrich: Und wie war der Kontakt zu Ihrer Mutter während dieser Haftzeit?

Katrin Klein: Die hat das irgendwie geschickter gemacht. Zumindest hat sie nicht so einen Unsinn erzählt. Ich konnte etwas von der Schule oder auch mal was von den Jungs erzählen. Da hat sie einfach ganz normal darauf reagiert. Das war erstaunlich, dass die Zeit immer ganz schnell vorbei war. Man gewöhnt sich an diese eine Stunde Sprechzeit. Da gewöhnt man sich dran, dass man dann einmal im Vierteljahr, glaube ich... Ich weiß manches nicht mehr. Ich war der Meinung, wir waren jeden zweiten Monat bei der Mutter und den Monat dazwischen beim Vater. Mein Bruder sagt, das war im Vierteljahr... Und wir waren nicht so oft dort. Also das ist unglaublich, wie sich das... Vielleicht ist Verdrängen auch eine wunderbare Eigenschaft des Menschen.

Isabel Fannrich: Frau Sorger, wie war die Trennung von Ihrer Tochter für Sie? Wie habe Sie diesen Kontaktabbruch durchgehalten?

Karin Sorger: Das war für mich am schlimmsten, dass ich der Natalie nicht erklären konnte, was geschehen ist. Ich durfte auch Briefe schreiben und zwar alternierend an meinen geschiedenen Mann und an meine ehemalige Zuehfrau, also die Haushaltshilfe, weil sie den Schlüssel für die Wohnung hatte, die ja jetzt leer war. In diesen Briefen durfte ich aber nicht erwähnen, wo ich bin. Ich fand das so schizophran. An meinen geschiedenen Mann durfte ich eine dreiviertel Seite schreiben und an die Natalie unten auf demselben A4-Blatt etwas anhängen. Da habe ich dann unten völlig schizophran geschrieben: „Meine liebe Maus, ich hoffe, Dir macht die Schule Spaß. Wie weit bist Du denn jetzt? Und habt Ihr denn schon...“ Was weiß ich, also Dinge, die ich eigentlich nicht wissen wollte. Die Dinge, worüber ich wirklich mit ihr reden wollte, wo ich bin und wie es mir geht, das konnte ich nicht schreiben. Ich habe einmal einen Satz geschrieben – und natürlich war klar, dass ich wusste, dass ich das nicht schreiben darf... Ich habe einmal geschrieben: „Wir sind hier 21 Leute im Verwahrraum.“ Wochen später kriegte ich den Brief zurück. Allein dieser Satz, der ja nun wirklich kein politischer Satz ist... Und mein Brief ging nicht raus. Plötzlich hatte die Aufseherin den Brief in der Hand und sagte: „Naja also Sorger, der Brief ging ja nicht raus.“ Ich sagte: „Wieso das denn?“ Da sagte sie: „Na, wen interessiert denn das, dass Sie hier 21 Mann im Verwahrraum sind?“ Ich sage: „Na, meine Leute hätte das sehr interessiert.“ Das war der Grund, weshalb dieser Brief nicht rausging.

Isabel Fannrich: Frau Klein?

Katrin Klein: Mir fällt jetzt ein, wir haben schon Briefe an die Eltern geschrieben. Und das war schon irgendwie klar. Man durfte nichts zur Haft schreiben, zum Urteil durfte man nichts schreiben. Das hat, glaube ich, die Oma uns erzählt, dass das alles ausgeschlossen ist. Man darf da keine Fragen stellen. Abgesehen von dem, was einen so in der Pubertät interessierte, hat man natürlich jede Note mitgeteilt. Mein Bruder und ich haben dann gesagt: „Wir schauen, dass wir überall Einsen kriegen.“ Ich war ja damals in der 8. Klasse und in der 9. Klasse hat man sich ja für die mittleren medizinischen Berufe bewerben müssen. Das war kein Abitur, das war schon vorher nichts, und dann erst recht nichts. War ja klar. Da haben wir gesagt, wir machen alles Einsen und schauen, dass wir genau wissen, warum wir für jegliche Berufsbewerbung abgelehnt werden. Einen besseren Schüler als 1,0 kriegen sie ja nicht. Das habe wir ganz gut hingekriegt.

Isabel Fannrich: Wie war das denn das Wiedersehen, als sie aus der Haft entlassen wurden? Findet man denn da überhaupt Worte? Oder gleich viele Worte? Oder gar keine Worte? Vielleicht erzählen Sie alle drei. Aber nicht zu ausführlich bitte.

Natalie Wöhrle: Ich kann es ganz kurz und knackig erzählen: Meine Mutter kam nach Leipzig. Sie musste mich ja persönlich abholen. Sie hatte, glaube ich, einen Aufenthalt von 12 Stunden. Sie kam morgens an, wurde abgeholt von meinem Vater vom Bahnhof Leipzig. Sie kam unten in der Straße an, das Auto ging auf und es erstrahlte hell. Sie hatte, wie sie mir später erzählte, einen ganz billigen Mantel von der Caritas an, weil sie natürlich kein Geld hatte. Aber für mich war das wie so ein Engel, der aus dem Auto stieg und die ganze Straße leuchtete. Dann kam sie die Treppe hoch. Ich bin ihr auf der Treppe

schon entgegengerannt. Und dann haben wir die erste Begrüßung nach über einem Jahr im Treppenhaus – ich weiß nicht – in einem Haus mit mehreren Familien gemacht. Dann haben uns mein Vater und seine Frau hereingezogen und gesagt: „Kommt rein. Kommt rein.“ Die haben gedacht, wenn hier das halbe Haus mitkriegt, was hier bei uns abgeht... Das war für mich unvergesslich, wie meine Mutter da strahlend aus dem Auto stieg.

Isabel Fannrich: Und Sie, Frau Sorger, Sie hatten ja... Erzählen Sie erstmal kurz.

Karin Sorger: Für mich war das Problem, dass ich die Natalie selber abholen musste. Natürlich habe ich dem Tag entgegengefiebert, wo ich sie bekomme. Aber ich hatte zehn Jahre Einreiseverbot in die DDR, und plötzlich hieß es nach vier Monaten, ich soll die Natalie holen. Da habe ich gedacht: „Wie geht das denn?“ Dann hat mir mein geschiedener Mann angeboten, er bringt sie an die Glienicker Brücke. Sie war groß genug, über die Brücke zu gehen. Ich stehe auf der anderen Seite. Nichts. Die alte Zugehfrau, die schon über sechzig war und hätte als Rentnerin fahren dürfen, hat gesagt: „Du, ich bringe Dir die Natalie.“ Wir hatten so viele Angebote, Tanten aus dem Westen. Die DDR hat gesagt, entweder sie holt ihr Kind oder sie kriegt es gar nicht. Ich hätte tausend Mark gegeben, die ich zu der Zeit nicht hatte, aber ich hätte sie mir geborgt, wenn ich nicht hätte hinfahren müssen. Was macht man, wenn auf der anderen Seite das Kind steht? Man fährt hin. Ich bin in dieser Nacht in diesem Zug umhergerannt, wie eine Tigerin. Ich konnte nicht schlafen. Ich bin kurz vor zwölf in Frankfurt [am Main/CS] eingestiegen und um sechs in Leipzig angekommen. Um zehn Uhr war Übergabe des Kindes auf dem Rathaus in Leipzig. Ich habe zu meinem geschiedenen Mann gesagt: „Es gibt gar keinen Zug, der um halb zehn in Leipzig ankommt.“ Da hat er gesagt: „Das interessiert keinen, das musst Du regeln.“ Also fuhr ich nachts um Zwölf los. Und dann, auf dem Rathaus war dann die Übergabe des Kindes. Und ich weiß noch... Meine Art ist es, den Leuten die Hand zu geben. Wie ich da auf dem Rathaus der Frau die Hand geben wollte, hat sie ihre Hand zurückgezogen, als hätte sie einen nassen Schwamm angefasst – nach dem Motto: So eine hier, die kann ich doch nicht berühren. Und die Natalie hat dann gesagt, als ich die Treppe hochkam: „Du sahst aus wie eine Königin.“ Diesen Satz habe ich immer noch im Kopf. Ich sah sicher nicht aus wie eine Königin. Dann hatte ich endlich meine Tochter. Mittags sind wir schon wieder in den Zug gestiegen und haben Leipzig verlassen, um dann gen Westen zu fahren.

Isabel Fannrich: Sie hatten auch eine besondere Strategie dann, was sie im Westen gemacht haben, um diesen Kontakt wiederherzustellen. Können Sie das kurz erzählen?

Karin Sorger: Ich hatte mich an der Universität in Mainz beworben und hatte dort eine Stelle ab 1. April 1978 bekommen. Ja, 1977 bin ich entlassen und ab 1. April trat ich diese Stelle in Mainz an. Natalie habe ich am 9. März 1978 holen müssen. Ich hatte sie in Mainz schon in der Schule angemeldet, aber ich habe sie nicht in die Schule geschickt. Ich habe gedacht: „Nein, jetzt bleibt ihr beide zusammen. Bis zum 1. April schickst Du das Kind nicht in die Schule. Die drei Wochen machen das jetzt auch nicht.“ Wir wohnen bei einer Frau, die ich vorher nicht gekannt hatte, die uns ihre Souterrainwohnung, also ein Zimmer in der Souterrainwohnung, zur Verfügung gestellt hatte. Und in diesen

drei Wochen war ich nur mit meinem Kind zusammen. Ich habe nichts anderes gemacht. Und wir haben uns gegenseitig erzählt, was in dem Jahr, in dem wir uns nicht gesehen haben, passiert ist. Die Natalie war auch so: Ich konnte abends nicht weggehen – auch später nicht. Sie hatte immer Angst, ich komme nicht wieder. Und ich bin dann auch abends nicht weggegangen. Diese drei Wochen waren für uns so wichtig. Nach diesen drei Wochen waren wir so, als wäre nichts dazwischen gewesen. Ich weiß noch, an diesem 1. April sind wir beide die Stahlbergstraße in Mainz entlanggegangen. Mein Chef hatte da so ein kleines, gemietetes Reihenhaus gefunden. Ich habe immer gesagt: „Unser fröhliches grünes Haus.“ – Wir gingen beide die Stahlbergstraße entlang. Natalie musste nach links in die Schule. Ich hatte sie an der Hand. Sie ging in die vierte Klasse. Und kurz vor der Schule hat sie gesagt: „Mami, jetzt musst Du aber meine Hand loslassen.“ Ich sage: „Ja.“ Dann ist sie in die Schule gegangen. Und dann hat sie gesagt: „Mami, ich habe Angst.“ Und ich sage: „Ich auch.“ Denn ich musste denselben Weg nach rechts gehen, in die Uni Mainz. Und ich kam im Westen in die Uni. Wir hatten immer Ehrfurcht vor den westlichen Leuten. Ich war zwölf Jahre an der Uni Leipzig und hatte eine Top-Ausbildung, aber ich habe gedacht, die im Westen sind alle viel besser. Deshalb kam ich ganz schüchtern in die Uni Mainz. Ich hatte auf anderer Ebene genauso Angst wie meine Tochter, die in die Schule ging.

Isabel Fannrich: Frau Wöhrle, war das für Sie nicht sehr überraschend, als ihre Mutter Ihnen dann erzählte – [zu Frau Klein] zu Ihnen komme ich gleich – als Ihnen Ihre Mutter erzählte, sie sei in politischer Haft gewesen? Konnten Sie das durch diese drei Wochen intensiven Zusammenseins verdauen?

Natalie Wöhrle: Ja, sie sagte ja nicht: „Ich bin in politischer Haft gewesen.“ Sie hat halt gesagt: „Ich war im Gefängnis.“ Sie hat auch erklärt, warum. Die Begründung kannte ich ja schon aus der Zeit, als wir da mal nachts an der Transitstrecke saßen, dass wir zu einer bestimmten Tante wollten, die mir auch ein Begriff war. Dadurch war das alles für mich plausibel. Ich muss sagen, meine Mutter hat dieses ganze Trauma wirklich hervorragend aufgearbeitet. Sowohl in diesen drei Wochen, aber auch die vielen Jahre danach. Insofern habe ich kein Trauma erlitten. Für mich hat das eher positive Folgen. Das hat sie ganz toll gemacht. Eine solche Chance hatten nicht alle. Aber bei mir war das so.

Isabel Fannrich: Frau Klein, wie war das bei Ihnen? Sie haben erzählt, Sie hätten sich wahnsinnig gefreut, als Sie Ihre Mutter wiedergesehen haben.

Katrin Klein: ... die saß im Wohnzimmer, ein paar Tage vor meinem Geburtstag. Ich habe vorher schon mit meinem Bruder gesprochen, ob wir das wussten, dass sie kommt. Wir wussten wohl, dass sie an diesem Tag kommt. Und dann saß sie da. Und wir haben uns sehr gefreut, dass sie da war. Ich war aber auch entsetzt, wie sie aussah – so fahl. Aber das war einfach Klasse, ja. Sie hat dann mit uns erstmal ein Bierchen getrunken. [lacht] Da war ich ja dann schon über 18. Und in der Schule hatte ich ganz viele Tadel und Verweise bekommen, weil ich aus dem Fenster geguckt hatte – oder so ein Firlefanz. Das haben die ja in der DDR gerne gemacht. Also aus dem Fenster gucken, war gar nicht beliebt bei

den Lehrern. Da habe sie meine Mutter hinzitiert... Ich weiß noch, wie ich gesagt habe: „Wenn ich jemanden umbringe, dann würde auch meine Mutter nicht ins Gefängnis gehen dafür. Das müsste ich selber machen.“ Aber die haben darauf bestanden. Sie hat das ganz clever gemacht und sich das angehört, kam dann raus und hat gesagt: „Du bist in Ordnung. Und jetzt gehen wir gleich mal zusammen eine rauchen.“ Da waren wir zusammen vor der Schule. Das wollten sie dann aber auch nicht, dass wir das zusammen machen. Also, das hat sie eigentlich sehr gut gemacht. Sie hat einfach so geguckt, wie ich so bin. Und ich hatte das Gefühl, dass ich angenommen werde. Dass da keiner kommt und anfängt, mich zu erziehen oder so.

Isabel Fannrich: Naja, sie waren aber mitten in der Pubertät – oder eigentlich fast schon erwachsen. Inwiefern war denn diese politische Haft dann in der nachfolgenden Zeit bei Ihnen zu Hause ein Thema?

Katrin Klein: Wenig. Die war eigentlich während der Haft oft ein Thema in meinem Freundeskreis, weil ich ganz vielen Leuten davon erzählt habe. Die wussten eigentlich alle, dass meine Eltern wegen politischen Sachen im Gefängnis waren – und auch, wie lange. Ich wollte, dass die das wissen, was da halt so passiert. Ich bin deswegen in meinem Freundeskreis nicht angefeindet worden. Eher war ich halt so ein bisschen ein Unikum.

Isabel Fannrich: Aber wollten Sie und Ihr Bruder nie von Ihren Eltern wissen, was der Grund für diese Haft war?

Katrin Klein: Ja, aber es war alles ganz zaghaft, weil das alles so fürchterlich und so lang war. Sie sah so grausig aus. Und was sie so erzählt hat... Eigentlich gehören wir eher zu denen, die „zart schweigen“. Zu denen gehören wir eher. Wenn ich dann schon mal gefragt habe, dann gab es auch Antworten, nur kurz, wenig. Ja...

Isabel Fannrich: Mit Ihrer Mutter habe ich ja telefoniert. Sie hat gesagt, sie hätte erst vor acht Jahren angefangen, mit andern darüber zu sprechen. Sie ist dann auch in diesem Porträtbuch von den Frauen in Hoheneck abgebildet.

Katrin Klein: Ich glaube, dass das Gespräch sich entwickelte... Also, ich habe zu meiner Mutter gesagt – oder hat es meine Mutter zu mir gesagt – das weiß ich nicht mehr – jedenfalls waren wir uns einig, dass wir irgendwann eine Knasttour machen. Das haben wir immer gesagt. An einem 3. Oktober, dem Feiertag – es war noch ein Freund von meiner Mutter dabei, mein Bruder, die Kinder waren neugierig, die habe ich mitgenommen – da sind wir zuallererst in Hoheneck gewesen, dann in Dresden in dem Stasi-Gefängnis an der Elbe, am Tag danach in Bautzen bei dem Stasi-Gefängnis direkt am Gericht, also nicht im Gelben Elend. Das war noch einmal ein Gebäude, wo die Stasi fern von jedem Gericht oder Beschlüssen hantieren konnte. Und das haben wir uns angeguckt. Da hat die Mutter viel erzählt. Und da ging es los. Da war das aber auch alles fassbar. Ich konnte mir unter Gefängnis... Man sieht Krimis, einen Tatort... Was weiß man von einem Gefängnis? Wir waren ja schon mit 14 in Buchenwald. Man denkt, dass das anders ist als da. Dass da nicht

zwanzig Leute auf Pritschen liegen. So war es auch nicht, aber da war in Hoheneck ein Raum, da... Also ich war fassungslos. Diese normale Höhe von dem Raum. Und da waren Drei-Stock-Betten, also nicht Doppelstock, sondern Dreifach-Betten. Und ich weiß nicht, waren da 40 Leute in dem Raum?

Aus dem Publikum: 42

Katrin Klein: Ja, und dann auf der anderen Seite nochmal, in der Mitte die Klos. Also, das waren junge Leute, Geschichtsstudenten, die das gemacht haben, diese Führung. Und dann waren ja auch Zeitzeugen mit dabei. Und meine Mutter hat dann auch immer etwas erzählt. Und da ist dann ganz viel... Und ich habe dann auch die ganzen Knastbücher gelesen, die meine Mutter von allen politischen Häftlingen gesammelt hat.

Isabel Fannrich: Da gab es anscheinend auch so einen Knackpunkt, von dem ab Sie sich stärker damit beschäftigt haben? Die Zeit des Schweigens oder Wegschiebens vielleicht war dann auch vorbei?

Katrin Klein: Es hat offensichtlich sehr viel Bereitschaft von beiden Seiten gebraucht. Und die war nicht immer da, nicht immer gleich groß. Und da war sie gleich groß da die Bereitschaft, darüber zu sprechen. Ich glaube, dass ich schon früher etwas gefragt habe. Und da kamen abwertende Antworten. Oder sie hat vielleicht mal angefangen, was zu erzählen, und ich habe nicht richtig zugehört. Dann hat sie wieder aufgehört. Durch den Besuch des Gefängnisses, da hatten wir so ein bisschen Vorbereitung.

Isabel Fannrich: Welche Rolle spielte, dass dann irgendwann auch Kinder oder Enkelkinder da waren, die vielleicht auch noch was wissen wollten? Das können Sie auch noch mal beide erzählen. Wollten die was wissen, oder?

Katrin Klein: Die wollten unheimlich viel wissen. Also, meine Kinder waren und sind an der Geschichte sehr interessiert, fragen eher mich als die Oma und den Opa. Aber wir haben natürlich auch Literatur. Oder wenn ich was finde in den Zeitschriften oder Literatur, das gebe ich ihnen weiter. Sie sind auch zu meinem Vergnügen politisch sehr engagiert.

Isabel Fannrich: Wie ist das bei Ihnen?

Natalie Wöhrle: Das darf ich mal bestätigen. Das ist bei uns genauso. Also, meine Kinder sind ja noch ein bisschen kleiner als Deine [gemeint ist Frau Klein/CS]. Die werden bei mir gar nicht gefragt [lacht]. Bei uns ist Politik einfach am Tisch mit dabei. Also jetzt mal ein bisschen platt gesagt. Die wissen einfach von der Oma alles, weil die Oma auch ihre Geschichte immer gerne erzählt hat. Das heißt, wir kennen die auch alle. Und meine Kinder wissen das auch und sind interessiert. Sie erzählen das auch in der Schule, was ich dann auch wieder interessant finde. Ich hänge auch mit meinen Kindern am 3. Oktober die Flagge raus. Ich wohne in Bayern, um mich herum macht das natürlich kein Mensch. Ich mache das aber, weil ich einfach meinen Kindern vermitteln will, dass es ein wiedervereinigtes Deutschland gibt. Schaut mal, man kann das machen. Und dann gibt es natürlich

immer diesen Tag als Anlass. Dann erzählen wir natürlich darüber oder ich hole Bilder raus. Insofern sind alle politisch. Und ich wünsche mir auch, dass sie politisch bleiben, wenn sie größer werden.

Isabel Fannrich: Sie haben ja auch ein Buch geschrieben, Ihre Autobiographie, Frau Sorger.

Karin Sorger: Ja, ich habe in dem Buch versucht, nicht nur das Gefängnis zu beschreiben. Ich wollte einfach auch einen positiven Stimulus geben. Ich habe etliche Bücher von Inhaftierten in Hoheneck gelesen und habe gedacht, nein, es muss auch mal ein positiver Stimulus kommen. Das Gefängnis gehört halt zu meinem Leben und deshalb ist es in der Mitte des Buches. Aber begonnen habe ich, wie ich in Magdeburg geboren und aufgewachsen bin. Am Anfang der Zeit war ich sogar überzeugt, wir bauen in der DDR etwas Neues auf. Bis ich achtzehn war, habe ich geglaubt, wir sind ein antifaschistischer Staat. Das, was uns immer erzählt worden ist. Ich habe mich mit dem Marxismus-Leninismus befasst. Ich wollte einfach wissen, was steckt dahinter. Als ich dann studierte, habe ich die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis begriffen. Dann habe ich mein Leben beschrieben, wie ich studiert habe, dass ich im Studium eine sehr gute Ausbildung erfahren habe. Ich hatte das Glück, an der Uni Leipzig wirklich noch alte Professoren zu haben, die Wissen vermittelten. Ich habe auch sehr viel im Umgang mit Patienten gelernt. Das habe ich alles beschrieben – auch Dinge, die mir im Osten passierten, die positiv waren. Und dann kam eben der große Break. Ich war kurz vor der Habilitation – und dann kommt man ins Gefängnis. Das ist schon ein Unterschied. Dann habe ich beschrieben, wie ich im Westen anfang, und dass das Leben im Westen eben auch nicht so einfach war. Die Strukturen kennenzulernen, sich in die neuen Strukturen einzufinden. Sich auch zu behaupten. Die ersten zwei Jahre haben die Kollegen aus dem Westen schon etwas auf einen herabgesehen. Später wurde ich Anlaufstelle für ärztliche Kollegen, die aus dem Osten kamen. Denen habe ich immer den Tipp gegeben. Ich habe gesagt: „Wisst Ihr was, so habe ich das gemacht. Zwei Jahre hinter das Mikroskop setzen und arbeiten – und nichts sagen in Bezug auf den Beruf. Und nach zwei Jahren durchschaut Ihr in etwa die Strukturen. Und dann könnt Ihr was sagen.“ Ich habe das selber in den ersten zwei Jahren auch so erlebt. Sie müssen sich vorstellen: Ich kam in das Zimmer in Mainz. Der Pathologe muss von Kopf bis Fuß alles wissen. Er muss genauso wissen, wie der Krebs der Schilddrüse aussieht und wie der Krebs der Prostata. Er kann nicht sagen: „Prostata kann ich nicht. Ich kann bloß Schilddrüse.“ Ich fand in Mainz vor, dass die Kollegen die Regale voll mit Büchern hatten. Ich kam in ein Zimmer. Und der Pathologe, der diktiert Befunde am Lebenden. Und ich saß da und hatte ein leeres Zimmer. Aber technisch toll ausgestattet. Mit einem tollen Mikroskop, mit einem Immunfluoreszenzmikroskop, was ich alles in Leipzig nicht hatte. Aber ich hatte kein Buch. Ich hatte leere Regale. Das war ein ganz dummes Gefühl. Dann habe ich den Leiter der Bibliothek in der Pathologie gefragt, ob ich die wichtigen Bücher, die in der Bibliothek stehen, in mein Zimmer stellen dürfte. Man muss ja die Diagnose machen, zum Beispiel Schnellschnitt, da kann man nicht in die Bibliothek laufen. Das Buch

muss dastehen. Ich sage: „Und dann legen wir einen Zettel rein, dass die Bücher bei mir sind.“ Und jeder Kollege, der ein Buch braucht, der kann zu mir kommen. Und so war das dann auch. Von Hoffmann-La Roche habe ich dann ein Buch geschenkt gekriegt. So war der Anfang in Mainz.

Isabel Fannrich: Das Buch [von Frau Sorger] kann man sich noch anschauen.

Karin Sorger: Ach dieses Buch. Und diese Problematik auch im Westen habe ich beschrieben. Sie kennen sicher den Ausdruck von Václav Havel „Der Versuch, in der Wahrheit zu bleiben [zu leben/CS]“. Ich habe einfach ohne Polemik und ohne Hass beschrieben. Der Titel des Buches ist „Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit – das Geheimnis der Freiheit aber ist der Mut“.¹¹ Das ist ein Ausspruch von Perikles. Der Ausspruch wurde also vor über zweitausend Jahren getätigt. Und ich muss sagen: Ich kam aus dem Gefängnis, ich kam raus – und nach ungefähr vier Wochen sah ich diesen Ausspruch. Ich weiß heute nicht mehr, wo ich den gefunden habe. Damals, es war im Jahr 1978, habe ich gesagt: „Das ist der Ausspruch Deines Lebens.“ Denn ich war unheimlich freiheitsliebend, bin es noch heute, aber nicht mutig. Deshalb „das Geheimnis der Freiheit aber ist der Mut.“ Den einzigen Mut, den ich im Leben aufgebracht habe, war die Flucht zu wagen. Und das ist dann auch noch schiefgegangen. Ich habe diesen Spruch von Perikles damals in Ton arbeiten lassen und der hängt seit damals schon über der Tür meines Hauses – oder über der Wohnungstür. Die Leute, die mich besuchen, die sehen es fast gar nicht, aber es ist ja auch nicht für die anderen, es ist für mich. Und als ich dazu kam, dieses Buch zu schreiben, habe ich gesagt: „Nur dieser Titel und nichts anderes.“ Und vorn auf dem Cover, da habe ich auch drei Nächte überlegt, was machst Du drauf. Das ist das Innere der Nikolaikirche in Leipzig. Ich habe dort studiert. Ich habe dort zwölf Jahre gearbeitet an der Uni. Und zudem ist es die Keimzelle der Freiheitsbewegung, die Nikolaikirche in Leipzig.

Isabel Fannrich: Das drückt auch viel dazu aus, welche Haltung Sie in der Zwischenzeit zu dem Geschehen damals entwickelt haben. Ich wollte gerne jetzt zum Abschluss Sie beide noch fragen, weil das ja auch Thema der heutigen Veranstaltung ist... Wenn Sie das so in zwei, drei Sätzen sagen könnten: Was Sie so als wesentliche Folgen für sich selbst sehen? Von dieser Erfahrung, die Sie gemacht haben, dass Ihre Eltern in der DDR im Gefängnis saßen.

Katrin Klein: Also, das Wichtigste, was man da mitnimmt, das ist, dass man sich jeden Tag freut und jeden Tag für die Freiheit und Demokratie einzustehen. Und dass man, wenn man ganz und gar abstruse politische Ansichten hört, dann schon etwas sagen muss; dass das abstrus ist oder blödsinnig oder nicht durchdacht oder ohne Geschichtsbewusstsein. Das ist so normal hier und so wunderbar, dass wir in einer Demokratie und in der Freiheit leben. Das ist eben nicht selbstverständlich. Man muss da schon aufpassen, dass das nicht weggommt. [Beifall] Das ist ganz wichtig. Man sollte sich auch Mühe geben, dass die Leute im engeren Umkreis, den man hat, dass die sich ein bisschen politi-

11 Karin Sorger: *Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit: Der lange Weg von Ost nach West*. Aachen 2016.

sieren und politisch nachdenken. Und dass man Diskussionen führt. Das ist ganz wichtig. Und was eigentlich ich so für mich aus der ganzen Zeit gelernt habe, das ist: Man muss ja sowieso immer entscheiden, was man tut und man nicht tut. Und für beides muss man nun mal die Verantwortung übernehmen. Und dann ist man auch niemals und von niemandem erpressbar. Und dann kann man sich für die Freiheit einsetzen, verbal oder wie auch immer oder bei einer Demonstration mit Pfeifkonzerten und für die Demokratie – Mut zur Freiheit. [Beifall]

Natalie Wöhrle: Dem kann ich mich eigentlich nur anschließen. Noch eine kleine Geschichte dazu, ganz kurz: Als wir in den Westen gekommen sind, da gab es eine Witwe mit vier Kindern, bei der wir in der ersten Zeit leben durften. Da habe ich sehr viel draus gelernt, weil ich das sehr großzügig fand. Aus dem gleichen Grund haben wir jetzt einen afghanischen Flüchtling bei uns zu Hause. Das ist auch ein junger Mann, der keine Eltern hat. Das ist sozusagen die große Brücke von damals zu heute, was neben dem, was Katrin erzählt hat, auch eine Rolle spielt. [Beifall]

Isabel Fannrich: Vielen Dank, vielen, vielen Dank. Wenn jetzt noch Fragen aus dem Publikum sind, gerne...

Aus dem Publikum: Frau Klein, Sie waren bei Ihrer Mutter im Gefängnis in Hoheneck. Wie war denn die Einstellung der Oma zu dem Gesamtbild, also die Fluchtätigkeit Ihrer Mutter. Hat sie das befürwortet oder hat sie da wenig drüber gesprochen oder hat sie Ihnen da freien Lauf gelassen oder – weil Sie ja recht resolut darüber sind... Ich habe das Gefühl, dass Sie das gar nicht so beeindruckt hat, dass Ihre Mutter im Gefängnis saß...

Katrin Klein: Das hat mich sehr beeindruckt. Das hat mich sehr beeindruckt, aber ich hatte immer einen guten und emotional sehr zuverlässigen Freundeskreis. Ich war mir auch dessen bewusst, dass in diesem Freundeskreis – also, als man sich dann klar gemacht hatte, womit man es zu tun hat – dass auch mindestens einer bei der Stasi ist. Alles was ich getan habe, stand unter der Maxime: Ich werde nicht schwanger. Ich komme nicht mit dem Gesetz in Konflikt, also ich klaue nicht oder sonst irgendetwas. Dann kann mir eigentlich nichts passieren. Und dann kommt irgendwann wieder die Familie zusammen. Bei mir waren ja Mutter und Vater im Gefängnis und meine Großmutter, das war die Mutter von meinem Vater. Die war natürlich sehr unglücklich über das Gefängnis von den Eltern und hat schon mal so anläuten [?] lassen, dass ihr Sohn eigentlich gar keinen Grund gehabt hatte, die DDR zu verlassen. Aber ich denke auch, Großeltern und pubertierende Kinder das ist ein ganz schwieriges Kapitel. Da kann man wahrscheinlich sehr viel dazu reden. Das ist einfach schwierig. Und ich denke: Zum Schluss ist es eine Leistung, dass sie das gemacht hat. Und sie hat es mit mir ausgehalten. Das sagt eigentlich schon etliches.

Aus dem Publikum: Ja. [Lachen]

Aus dem Publikum: Waren diese Prozesse eigentlich öffentlich? Und stand darüber etwas in der Lokalzeitung? Denn manchmal waren das ja dramatische Urteile.

Katrin Klein: Das weiß ich nicht.

Karin Sorger: Die Prozesse, also mein Prozess war nicht öffentlich. [Gemurmel im Publikum]

Katrin Klein: Ich weiß nichts davon, dass wir hätten zu den Prozessen hinfahren können. Ich weiß nicht mal genau, woher ich wusste, dass überhaupt ein Prozess stattfindet. Im Nachhinein weiß ich, dass er über mehrere Tage ging. Also, meine Eltern hatten sehr engagierte Freunde, die sich sehr gekümmert haben. Aber vielleicht habe ich es auch nicht erfahren, weil ich auch mit 13, 14 so ein Schaf war. Also, ich war ja damals ein Schaf.

Natalie Wöhrle: Es ist aber so. Ich wusste auch gar nichts. Das war eine andere Ebene. Wir haben halt unsere Kindheit verbracht – Du [zu Frau Klein] halt schon älter. Doch diese Geschichte war in einer anderen Ebene. Das fand woanders statt.

Katrin Klein: Wenn die Möglichkeit bestanden hätte, ich glaube, dann hätten auch viele Erwachsene für uns entschieden, was für uns gut ist. Das hätten wir, glaube ich, nicht selber entscheiden können.

Zwischenruf: Woher wussten denn dann die Lehrer, dass die Eltern als Verbrecher im Gefängnis sind?

Katrin Klein: Na, der Informationsfluss über die Stasi ist aber nun ganz einfach. [Gelächter im Publikum] Also, das wusste wirklich jeder. Ich weiß, dass ich mich mit einer Freundin, mit der ich bis zur siebenten Klasse in der Schule war, getroffen habe. Sie hat mir erzählt, dass die Klassenleiterin... Am 26. August sind meine Eltern verhaftet worden und am 1. September ging die Schule los. Da hat die Klassenleiterin dort gesagt: „Die Katrin kommt nicht mehr wieder. Die Eltern sind Verbrecher, die sind im Gefängnis. Und die Katrin muss jetzt erstmal weg.“

Isabel Fannrich: Ja, das wollte ich Sie eigentlich noch fragen: Wie hat denn Ihr Umfeld reagiert? Wir haben ja vorhin auch gehört, dass die Kinder oft stigmatisiert wurden. Wie war denn das bei Ihnen? Also nicht die Freunde, sondern das andere Umfeld.

Katrin Klein: Wir waren ja nicht mehr zu Hause. Wir waren ja im Kinderheim. Im Kinderheim kam ich mir mit meinen Noten schon ganz toll vor. Ich weiß nicht, was da für Kinder waren. Es war ein ganz komischer Umgangston. Ich musste Wäsche waschen und habe versucht, irgendwie an Wäsche heranzukommen. Ich kann mich an einen Erzieher erinnern, der hat zu mir gesagt: „Wenn Du denkst, Du kannst jetzt in der Schule rummachen und nur noch Dreien und Vieren nach Hause bringen, dann kannst Du was erleben.“ [lacht] Das fand ich witzig „mit nach Hause“. Das war alles so viel. Ich war ja ein wohlbehütetes Kind. Meine Eltern waren zwar arbeiten und ich war ein Schlüsselkind, aber ich hatte meine Aufgaben – Klavierspielen, Hausaufgaben, musste alles fertig sein. Mein Spielraum war relativ bestimmt von meinen Eltern. Und plötzlich war da gar nichts mehr – und lauter fremde Leute. Ich glaube, da war ich verschüchtert und habe erst mal gemacht und mich eingereicht. Da hatte man gar nicht so viel Zeit, darüber nachzudenken.

Isabel Fannrich: Haben Sie in Plauen, als Sie bei der Oma gelebt haben, viel Gegenwind von außen bekommen? Deine Eltern sind im Knast. Wer bist Du denn?

Katrin Klein: Nein, eigentlich nicht. Oder ich war frech. Ich weiß es nicht. Also, ich bin eigentlich sehr auf kontra, wenn ich angemacht werde. Wusch, gibt es etwas zurück. [Lachen im Publikum] Ja, ich muss immer mein Temperament zähmen. Vielleicht war es für manche besser zu schweigen. Keine Ahnung. Nein, ich habe schon Lehrer gehabt, die haben gesagt: „Du kannst nicht auf die EOS [Erweiterte Oberschule]! Du brauchst nicht alles Einsen zu machen. Du machst kein Abitur hier.“ Das war schon. Dann mach ich's halt woanders. Ich war ja davon beseelt, dass meine Eltern rauskommen und dass wir alle in die Bundesrepublik gehen. Und wenn ich in die Bunderepublik komme, dann mache ich, was ich will, Abi, Studieren – was weiß ich, irgendwas.

Isabel Fannrich: Woher wussten Sie das eigentlich so genau, dass Sie in die Bundesrepublik...

Katrin Klein: Weil alle in meinem Bekanntenkreis gesagt haben: „Wenn die Eltern im Gefängnis sind, dann werden die freigekauft und dann kommen die in die Bunderepublik.“ Fertig. Ich hatte keinen Grund, dem zu misstrauen. Das haben alle im Freundeskreis meiner Eltern gesagt. [Zwischenrufe] Nein, die Freunde von meinen Eltern haben das auch so gesagt. Die haben sich ja auch um mich gekümmert. Ich bin eigentlich immer gut versorgt gewesen. Das war alles so optimistisch gewesen. Ich habe ja auch gedacht, dass das alles super wird, wenn wir dann in der Bundesrepublik sind. Dass die Ehen zerrüttet [?] und die Personen ziemlich kaputt sind von der Haft... Und das war ja bei meinen Eltern ziemlich lang. Dass man da auch ziemlich lange braucht, um zueinander zu finden und wieder ein Thema zu finden. – In der Pubertät hat man Träume wie vom Märchenprinzen. So wird auch die Familie wieder super. Wenn wir zusammenkommen ist das alles super. Ist aber nicht. Wahrscheinlich bei niemandem.

Isabel Fannrich: Da ist noch eine Frage.

Aus dem Publikum: Zu den dunklen Punkten der Nachwendezeit gehört auch die Tatsache, dass Flüchtlinge und Ausreisewillige im Nachhinein rentenmäßig wieder zu DDR-Bürgern gestempelt wurden. Frau Professor Sorger, haben Sie das auch gemerkt? Und was meinen Sie dazu?

Karin Sorger: Da treffen Sie einen Punkt, über den ich sehr traurig bin. Ich bin nämlich gerade in dieser Zeit in die Rente gekommen. Vorher hatte ich einen ganz anderen Rentenverlauf. Wir wurden nämlich denen, die in der Bundesrepublik waren, gleichgestellt. Ich bin zwölf Jahre vor der Wende in den Westen gekommen. Ich bin nicht mit denen zu vergleichen, die 1989 dazugestoßen sind. Plötzlich ist meine Rente tatsächlich niedriger eingestuft worden. Ich habe es sogar noch live erfahren. Ich hatte vorhin von der Zuehfrau erzählt, also meine ehemalige Putzhilfe. Deren Mann war im Osten Fachingenieur gewesen. Beide sind mir zuliebe nach Mainz gekommen. Aus der Haft war ein familiäres Verhältnis erwachsen. Die Natalie hatte keine Großeltern. Da wurden diese Leute zu Großeltern. Der Mann kam vor 1989. Er war ja älter als ich. Und der hatte diese tolle Rente.

Da habe ich das erlebt. Aber ich selber nicht. Bei mir ist das ganz niedergestuft worden. Und nur dank der Tatsache, dass ich nun doch noch zwanzig Jahre im Westen gearbeitet habe, bin ich einigermaßen mit der Rente gutgestellt. Aber nicht so, wie es eigentlich hätte sein müssen. Und ich finde das nicht in Ordnung. [Beifall]

Isabel Fannrich: Gibt es noch eine Frage? Sonst bedanke ich mich ganz herzlich bei Ihnen, danke auch für das Zuhören. [Beifall]

Film: „Jeder schweigt von etwas anderem“

Dokumentarfilm von Marc Bauder und Dörte Franke (2006), Bauderfilm

Zum Filminhalt: Drei Familien, aus der geschätzten Zahl von 250.000 politischen Gefangenen der DDR, kämpfen mit der Frage, wieviel Vergangenheit sie heute noch zulassen wollen. Über drei Generationen geprägt durch Trennung, Repression und Sippenhaft, sitzen manche Wunden so tief, dass sie über Jahrzehnte niemand aufreißen wollte. Jetzt werden die Kinder erwachsen und damit wächst der Druck, das alte Schweigeabkommen zu brechen. Doch wie stellt man seinen Eltern die richtigen Fragen? Will man als Kind überhaupt alles wissen? Und wer soll eigentlich den ersten Schritt machen? Der Film zeigt die Auseinandersetzung dreier Familien mit den generationsübergreifenden Folgen der DDR-Vergangenheit.

Gespräch mit Anne Gollin

Mitwirkende im Film, freie Referentin

Benjamin Baumgart: Ich habe ja schon vorab gesagt, dass Frau Gollin hier ist und gerne bereit ist, Ihre Fragen zu beantworten. Herzlich willkommen. [Beifall]

Anne Gollin: Viele von Ihnen sind seit heute Morgen 11 Uhr hier. Sie haben einen langen Tag. Ich habe gearbeitet heute. Ich bin als Reiseleiterin und Stadtführerin in der Gegenwart gewesen. Und ich habe mich echt gescheut, in die Vergangenheit zu gehen. Frau Schulze hat mich, glaube ich, dreimal angerufen, ob ich es nicht doch machen will. Es war so ähnlich, wie bei dem Film damals. Ich wollte es nicht und hatte heute auch paar Tränchen in den Augen, weil ich den Film – der ist ja jetzt schon zehn Jahre alt – lange nicht gesehen habe. Meine Eltern lebten damals noch. Jetzt war ich mit einem Teil belustigt, mit dem, der ich heute bin. Mit dem anderen Teil war ich sehr traurig, der ich eben früher war. Sehr merkwürdig. Und zu dem Film, den Sie jetzt gesehen haben – einige von Ihnen kennen ihn wahrscheinlich schon – hat jeder noch seine eigene Geschichte. Und zu jeder der drei Familien, die Sie gesehen haben, haben Sie noch drei verschiedene Sichtweisen. Im Grunde genommen, können wir jetzt durch erzählen. Ich habe vorhin Marc Bauder [Buch und Regie des Films/CS] angerufen, der mit Dörte Franke den Film gemacht hat. Die sind jetzt verheiratet. Die sind 20 Jahre zusammen. Ich würde vielleicht, bevor Sie Fragen haben, einfach nur sagen: Marc ist im Westen aufgewachsen. Dörte ist die Tochter einer Frau, die in Sachsen im Gefängnis war [Uta Franke/CS]. Die haben sich auf der Filmhochschule kennengelernt und sind seit 20 Jahren zusammen. Daraus wurde eine Lebenspartnerschaft.



Anne Gollin (Foto: UOKG)

Inzwischen haben sie auch ein Kind, das in die Schule kommt. Durch dieses Aufeinandertreffen von einer Generation, die in den 1980ern geboren ist, Ende 1970er, Anfang 1980er, aus so unterschiedlichen Erfahrungen ist dieser Film entstanden. Sie haben noch ganz andere, sehr tolle Filme gemacht. Merken Sie sich vielleicht mal die Namen Marc Bauder und Dörte Franke. Sie sind übrigens die ersten, die auch große Fernsehfilme, Dokumentationsfilme über die Bankenkrise gemacht haben. Ich habe nicht so viel zu sagen. Wenn Sie Fragen haben, dann fragen Sie.

Aus dem Publikum: Ich möchte Ihnen mein Kompliment aussprechen. Sie sind super gut rübergekommen. Wir haben die ganze Zeit hinten getuschelt, also die Frau ist so cool. Also das war jetzt richtig toll. [Beifall]

Aus dem Publikum: Ihr Sohn ist der Einzige von den Kindern, der nicht interviewt worden ist. Wollte er nicht sprechen?

Anne Gollin: Nein, er wollte das nicht.

Aus dem Publikum: Am Ende kommt er ja vor.

Anne Gollin: Das ist bis heute so. Wir treffen uns einmal im Monat. Einmal im Monat haben wir einen ganzen Tag zusammen, meistens draußen irgendwo, laufen durch die Wälder oder wir gucken uns Brandenburg an und wundern uns, dass es uns noch gibt – und freuen uns natürlich drüber. Letztes Mal waren wir in Linum bei den Kranichen, also grasen wir halt unsere Gegend ab. Aber es gibt natürlich auch einen Fleck, den man weglässt, und der heißt Neubrandenburg. Das ist halt so. Ich meine, manche Sachen vermeidet man dann einfach.

Aus dem Publikum: Hallo, mein Name ist Edda Schönherz. Ich bin ein halbes Jahr in Hohenschönhausen bei der Staatssicherheit gewesen und zweieinhalb Jahre in Hoheneck. Ich konnte in den drei Jahren nicht einmal meine Kinder sehen. Ich kenne die Geschichte und weiß, was es einer Mutter bedeutet. Womit kann man eine Mutter mehr erpressen, als mit ihren Kindern. Ich möchte fragen, wie sich Ihre Zeit, Ihr Leben und Ihre Tätigkeit – Ihre Aufgabe, will ich mal sagen – verändert hat, seitdem der Film gemacht wurde. Ich bin auch Referentin für politische Bildung in Hohenschönhausen, halte Vorträge an Schulen und Universitäten. Ich empfinde das Ganze im Nachhinein als Aufgabe und zwar als sehr wichtige Aufgabe, um diese Geschichte Deutschlands weiterzutragen, dass sie nicht vergessen wird. Wie heißt es so schön: Vergessen ist menschlich, aber politisch sehr gefährlich.

Aus dem Publikum: Ich habe eine Frage zu dieser Führung, die Sie gemacht haben, da in der Normannenstraße. Waren in dieser Gruppe von Militärs – das war die Flotte – auch Leute, die ehemals bei der DDR-Flotte waren?

Anne Gollin: Ich verbinde das mal miteinander. Ich bin 1956 in Mecklenburg geboren und im Grunde genommen habe ich wie jeder von uns verschiedene Lebensabschnitte. Wenn man es genau nimmt, und das wird den meisten so gehen, die heute über 60 oder

70 sind, sind die ersten vier für mich die schönsten. Das sind die, die mich bis heute am Boden halten. Ich war bei den Großeltern, weil die Eltern gearbeitet haben, in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern, damals natürlich Bezirk Neubrandenburg. Da kannte ich, glaube ich, das Wort Mecklenburg-Vorpommern gar nicht. Wie die anderen das alle 1990 geschafft haben – sich einmal umgedreht und dann aus Bezirk Neubrandenburg Mecklenburg-Vorpommern gemacht haben, das hat bei mir bisschen länger gedauert. So wie, ehrlich gesagt, viele andere Dinge auch bei mir länger gedauert haben. Ich bin dann mit vier [Jahren] aus dem Dorf, sozusagen aus der absoluten Freiheit bei den ostpreussischen Flüchtlings-Großeltern in den Kindergarten ins Centrum-Warenhaus Neubrandenburg gekommen. Das war ein Kindergarten ohne Fenster, übrigens im Keller des Centrum-Warenhauses. Kennen Sie diese Riefen auf dem Po, wenn man getopft wurde? Da hatte ich meine erste Gürtelrose am Popo. Du musstest ja solange auf dem Pott sitzen, bis alle fertig waren. Und da wuchs auch mein erster Widerstand. Im Grunde genommen war, glaube ich, das erste Topfen die Grundlage meines späteren Lebens. [Lachen im Publikum, Beifall] Es war ja alles zusammen. Und wenn man sehr jung ist, dann ziehst du ja... Es ist auch leicht in so einer geschlossenen Gesellschaft... Sie haben ja auch kurz meine inzwischen verstorbenen Eltern gesehen. Und es ist ja auch in Ordnung. Ich habe ja auch ein bisschen geschmunzelt. Aber wenn so viel verboten ist, dann ist es auch leicht, alle Verbote zu übertreten. Als junger Mensch machst du dir natürlich keine Gedanken darüber, was die Konsequenzen dessen sind. Meine allererste Erinnerung ist 1959. Meine Mutter sagt: „Du kannst Dich da nicht dran erinnern.“ Aber ich kann mich erinnern: Das einzige Mal, wo mein immer schweigender Großvater über den Hof rannte und schrie: „Die Schweine, die Schweine, die Schweine!“ Und ich guckte, wo sind jetzt die Schweine? Und ich sehe keine Schweine. Und meine Großmutter: „Nischt is, Marielchen, geh´ in de Kiche und warte.“ Und ich dachte, wo sind Schweine? Und ich habe auch durchs Fenster keine gesehen. Das war die Kollektivierung. Ja, wo die Oma dann in der Scheune verschwand und dachte, mein Großvater hängt sich auf. Und ich gucke aus dem Fenster, wo sind die Schweine? Wenn man sich überlegt, die Großeltern waren 1900 geboren, Erster Weltkrieg, Weltwirtschaftskrise, Zweiter Krieg, Vertreibung, Landen in Mecklenburg. Im „Ausbau“ hieß das damals. Draußen vor den Toren der Stadt. Und wenn heute mein Sohn, deren Urenkel, noch die Last trägt, dann wissen wir ja, wie lange man braucht, um das klar zu kriegen. Das ist so unglaublich, wenn man sich das klar macht. Fühlen kann man bis dahin, soweit man jemanden kennt. – Ich komme jetzt auf die Führungen, die ich nicht mehr mache, die ich aber in den 1990er Jahren sehr gebraucht habe. In den ersten drei Jahren nach der Wende habe ich blöderweise Täter-Opfer-Gespräche versucht. Vielleicht erinnert sich noch jemand von Ihnen: Mit Rainer Hildebrandt, im Mauermuseum am Checkpoint Charlie mit früheren Stasi-Offizieren. Und die sagten immer: „Frau Gollin, sagt es ja. Sie ist ja der lebende Beweis. Wenn man seinen Mund aufgemacht hat, dann kam man in den Knast.“ Die haben auch nach der Wende noch versucht, uns zu missbrauchen. Dann habe ich damit aufgehört. Ich war damals voller Bewunderung für Jürgen Fuchs und Uli [Ulrich] Schacht. Später kam noch der [Hans-Eberhardt?] Zahn, Siegmund Faust. Dann nach 1990 Bärbel Bohley, die auch dieses Buch „Frauen in der DDR“

[Bärbel Bohley u.a.: „Mut. Frauen in der DDR“, 2005] geschrieben hat. Und dann hat man angefangen, in Hohenschönhausen Führungen zu machen, einfach so, wie die Leute kamen. Und dann wurde es auf einmal so geschäftlich. Und das ging mich schon wieder nichts an. Dann bin ich in die ASTAK [Antistalinistische Aktion e.V.] gegangen und habe da sehr lange die Führung gemacht. Das hat vorhin auch eine Dame gesagt, das ist das, was ich wirklich gelernt habe: Ich muss gar nichts mehr. Ich muss atmen, ich muss Stuhlgang machen, das, was mein Körper mir befiehlt. Aber ansonsten mache ich, was ich will. Ich habe auch da wieder aufgehört, weil ich es irgendwann nicht mehr brauchte. – Wobei ich eben beim Film an zwei Stellen gedacht habe: „Na, vielleicht brauche ich es inzwischen doch schon mal wieder.“ Ein bisschen ist das ja so, wie Eulen nach Athen tragen.

Solche Vorträge muss man einfach auch so sehen, wie sie sind. Du gibst dir die Mühe. Da sind 30 Leute, und du hoffst, dass bei einem was ankommt. Was ich nicht glaube, im Film hat Utz [Rachowski] gesagt: „Jemand, der keine Zellen-Erfahrung hat, kann das nicht fühlen.“ Das glaube ich nicht. Ich habe des Öfteren Leute weinen sehen bei bestimmten Vorträgen oder Gesprächen. Und ich hatte auch einmal jemanden, der auf mich zukam – bei diesen Marinesoldaten – und sagt: „Ich habe einen Freund, der war bei der Stasi. Der hat mich gefragt und der weiß jetzt nicht, wie er sich verhalten sollte.“ Wir schauten uns an, und ich wusste ohne Worte, dass er über sich redete, und er wusste, dass ich es gesehen habe. Wir haben dann auf so einer Ebene geredet. Das war toll. – Ich war 18, als ich das erste Mal wegen asozialen Verhaltens im Gefängnis saß. Ich hatte Buchhändlerin gelernt, Abi durfte ich auch nicht machen, wie Sie [gemeint ist Frau Klein]. Große Fresse, ne? – War halt so. Ich habe dann meine Sachen gepackt. Arbeiten durfte ich als Buchhändlerin auch nicht. Ich sollte in so einem Getreide-Werk, VEB Getreidewirtschaft, ein Jahr lang Getreide wälzen, damit das nicht schimmelt. Da habe ich gesagt, nein, das mache ich nicht. Und diese Unwissenheit, die mich scheinbar geschützt hat, hat mich veranlasst, mein Sparbuch zu nehmen. Die goldene, die sogenannte Russenuhr, wie man früher sagte, die man so zur Jugendweihe bekam, habe ich verkauft. Dann bin ich dorthin, wo „die Guten“ waren: nach Jena, nach Leipzig. Ich dachte, die nehmen mich alle mit offenen Armen auf. Und die dachten natürlich: „Wat kommt hier so eine Mecklenburgerin alleine? Wat will die hier?“ Da hat dich keiner aufgenommen. Ich habe das natürlich nicht auf diese allgegenwärtige Angst damals zurückgeführt. Ich habe mich überall als Buchhändlerin beworben. Die fanden das alle nett – und 20 Jahre später steht dann in den Stasi-Akten: „Ist abzulehnen.“ Die Stasi war immer schon vor mir da, wie bei Hase und Igel. Dann saß ich im Gefängnis. Weil ich in Berlin einen Job bekommen hatte, wollte mich in Ostberlin anmelden. Weil ich aber drei Monate nicht gearbeitet hatte, wurde ich wegen asozialen Verhaltens verhaftet – „Assi“. Mir ging es so ähnlich, wie Utz [Rachowski] das im Film erzählte. Ein blaues Buch wurde vorgezeigt: „Hier steht: Paragraph 249. Von sechs Wochen bis fünf Jahren können wir Sie einsperren, wenn Sie wollen. Aber Sie können auch was unterschreiben. Dann schreiben Sie ein paar Berichte.“ Gott sei Dank, muss man sagen, bin ich auch früher schon ein bisschen sprachgewandt gewesen, so außer Art gefallen, gar nicht so typisch für Mecklenburg. [Lachen im Publikum] Da habe ich gedacht: „Dann schreibe ich mal ein paar Läuschen und Riemels [plattdeutsch für Märchen und Legenden].“ Das alles,

ohne zu überlegen und zu hinterfragen, dass die das kontrollieren und überprüfen, was ich geschrieben habe. Da habe ich gar nicht nachgedacht drüber. Ich wurde dann im Gefängnis 19. Ich habe irgendwas geschrieben und als ich nach 6 Monaten rauskam, eben nicht nach 4 oder 5 Jahren, habe ich allen erzählt: „Die Stasi hat gesagt, ich soll hier was schreiben. Einen Bericht haben sie mir diktiert und den Rest habe ich mir ausgedacht.“ Mein Vater hat gesagt: „Jetzt ist sie völlig durchgeknallt.“ Keiner hat mir das geglaubt. Die paar Freunde, die ich glaubte, noch zu haben, haben sich völlig entfernt. Und auf einmal hieß ich „Stasi-USchi“. Was blieb mir? Dann blieb mir die Freundschaft mit den tatsächlichen, sogenannten Assis damals, mit denen, die jenseits jeder Verzweiflung waren. Die haben 30, 40 Zigaretten Karo geraucht, zum Frühstück `ne halbe Flasche Wodka, zu Mittag fünf Bier und zum Abend noch einen Kali [sehr hochprozentiger Schnaps für Bergarbeiter im Kali]. Das habe ich paar Jahre gemacht, aber mir ist es nicht gelungen, mein Gehirn völlig wegzuzüchten. Ich habe immer nebenbei Gedichte geschrieben, schlechte Gedichte. Aber für die Stasi waren sie als sogenannte Hetzschriften in Versform wichtig genug – das haben sie ja dann im Film gesehen – mich wieder zu verhaften. – Als ich die [Gedichte] dann in meinen Stasi-Akten gelesen habe, habe ich mich echt ein bisschen geschämt. Ich dachte: „Mein Gott, die haben uns so aufgewertet.“ Ich glaube, das ist auch noch ein Problem von uns, die wir dann freigekauft worden sind in den Westen. Durch diese Aufwertung, durch diese Aufmerksamkeit durch die Stasi und die Polizei und die ganzen Organe haben wir uns gefühlt, als seien wir sonst wer. Dann kommst du in den Westen und da liest du auf einmal wirkliche Literatur, dann liest du Trakl oder so. Das war schon eine nicht so tolle Erfahrung. Aber mein Glück war im Unterschied zu dem, was die Damen vorhin erzählt haben: Ich bin nach Westberlin gegangen über den Knast von Hoheneck. Westberlin ist eine Stadt der Selbst-Entwurzler gewesen, die auch aus Polen, aus Russland kamen, also auch Fremd-Entwurzler. Anders kann ich das gar nicht nennen. Das war eine Stadt voller Bekloppter und da habe ich mich so wohl gefühlt. Und 1990 ging's mir auch einen Moment so, wie der Pfarrer [Matthias] Storck gesagt hat, dass man dachte: „Nee, muss das dann jetzt sein, dass die alle hier rüberkommen? Ich habe hier gerade so eingerichtet. Jetzt muss ich meine Eltern besuchen gehen und muss mir alles wieder anhören.“ Ja, und das letzte Leben ist ja dann das Leben ohne Eltern. Wo man dann wirklich erwachsen wird. Das genieße ich jetzt mit 63.

Aus dem Publikum: Von welcher Ebene würden Sie einschätzen, dass Berichte bei der Polizei geschrieben wurden?

Anne Gollin: Bevor ich das letzte Mal verhaftet wurde, bin ich mit meinem Sohn auf dem Arm zur Polizei gegangen. Man muss sich das auch mal vorstellen: welche Naivität. Ich gehe in Zwickau mit meinem Sohn auf dem Arm zur Volkspolizei und sage: „Ich glaube, die Stasi will mich einsperren. [Lachen im Publikum] Überall stehen Stasi-Leute und beobachten mich.“ Und die sagen: „Ja, geh mal nach Hause!“ Ein paar Wochen später war ich weg; ich bin auch in diese Falle getappt.

Ich denke bis heute... Und jetzt ist es ja gerade wieder bei einer bestimmten Partei so. Aber das findet sich auch bei anderen Klubs, diese ständigen Verdächtigungen, da ist je-

mand, der so oder so denkt. Dieses Beharren auf Individualität. Ich weiß nicht, wo das bei mir herkommt. Keine Ahnung. Das habe ich als Kind gehabt, das habe ich als Jugendliche gehabt, das hat mir jede Menge Scherereien gebracht. Ich habe immer noch im Kopf, ob ich es mache oder nicht – ich kann es machen. Erinnern Sie sich an Trude Unruh? An die Grauen Panther? Ich habe immer noch im Kopf, wenn es mich ganz anstinkt, dann haue ich auf die Pauke. Dann werde ich ein paar Rockrentner hinter mir sammeln und vors Rathaus ziehen und sagen: „Jetzt reicht’s.“ Ich teile übrigens die 300 € [Opferpension] mit meinem Sohn. Der kriegt jeden Monat 150 € ab. Er hat nie darum gebeten, aber ich finde, die stehen ihm zu. 300 € sind nicht viel. Wir sind hier in Berlin. Was hat die rot-grüne Regierung gemacht? Das muss man auch mal sagen. Das ist auch schon bisschen komisch. Jahrelang habe ich aus Dankbarkeit CDU gewählt und dann habe ich gedacht: „Jetzt könnt Ihr mich mal.“ Wenn die das nicht fertigkriegen, uns wirklich zu helfen. In den 1980er Jahren wurden wir rumgereicht als kleine Pflästerchen auf die konservative Seele. Dann kommt Rot-Grün in Berlin an und gibt uns 300 €. Andererseits, wenn heute Toiletten im Stasi-Gefängnis gebaut werden von dem Geld der SED denke ich: „Nee, das ist nicht richtig. Ein bisschen was davon steht uns auch zu. Ist nicht viel, wir verlangen nicht viel, aber ein mehr als die 300 Öcken im Monat.“ Sage ich mal so. [Beifall]

Aus dem Publikum: Roland Brauckmann. Ich war in Zwickau im Kreis von Frank Kirschneck, OV „Kreis“ und habe später mit Pfarrer Käbisch dort die Sache beforscht, die dort passiert ist. Ich kann bestätigen, dass Du Dich damals dekonspiriert hast. Ich wollte eigentlich etwas anderes fragen: In dem Film wurde sehr deutlich, dass es die Jugend von heute offenbar nicht mehr versteht, welche wahnsinnige Angst wir damals hatten. Ich habe Dich damals öfters besucht. Du hast immer fast gezittert und möglichst nichts erzählt dieser Gruppe, damit Dir nicht das Kind weggenommen wird. Das war 1981. Diese Angst, die mir bei den Besuchen bei Dir begegnet ist, wie kann man das der Nachkommenschaft heute vermitteln? Ich komme jetzt gerade von der Weiterbildung von der mobilen Arbeit zusammen mit der Antifa und da ist es vielleicht was Ähnliches. Diese Angst vor der NSA, diese Angst vor den Polizeigesetzen heute, falls die mal umgesetzt werden. Die werden ja noch gebastelt. Also, wie kann man die heutige Jugend mit heutigen Beispielen an diese Angst heranführen, die wir damals vor der Staatssicherheit hatten?

Anne Gollin: Ich möchte nicht, dass mein Sohn jemals eine solche Angst erleben muss. Das muss ich mal dazu sagen. Ich möchte das einfach nicht. Ich bin heute noch Reiseleiterin und Stadtführerin. Ich habe ein paar Jahre keine PDS- oder SED-Gruppen geführt. Irgendwann habe ich gesagt: „Okay, mache ich.“ Blöderweise war meine allererste Gruppe... mit wem? Raten Sie mal. Mit [Zwischenruf: Gysi] Der hatte 50 so'ne Kugelstoßerinnen aus der Volkssolidarität dabei. Da musste ich nach Friedrichsfelde fahren auf diesen Heldenfriedhof da. Ich weiß nicht, ob Gysi mich bewusst erkannt hat. Er hat übrigens einen Mitarbeiter, der noch einen Kopf kleiner ist als er. Das fand ich auch witzig. Er kam auf mich zu und wollte mir „Guten Tag“ sagen und zwei Meter vor mir ist er abgebogen. Dann dachte ich: „Hat sich gelohnt, heute aufzustehen.“ Ich meine, wir müssen ja mit unserer Verzweigung auch umgehen. Die haben die Kohle, die haben die Häuser, die haben

die Anwälte. Aber, wie soll man das sagen? Wir haben was, was die nie kriegen. Das ist nicht mal gutes Gewissen. Es ist etwas ganz anderes. Ich kann leben, ich kann rausgehen, ich kann mein Ding machen. Der wird doch überall erkannt. Und dreimal am Gehirn operiert werden, möchte ich auch nicht. Viel gebessert hat sich's auch nicht. Ich nehme aber auch AfD-Gruppen. Ich hatte auch dieses Jahr schon dreimal 50 AfD-Gruppen mit einem Abgeordneten aus Tschechien. Auch Leute aus Russland, die sich als Bio-Deutsche bezeichnet haben. Da habe ich gefragt: „Was sind Sie, Bio-Deutsche? Ich kenn' nur Bio-Fleisch und Bio-Hühner.“ Das ist das, was mir auch Spaß macht, das, was wir erlebt haben, so umzuwandeln in so eine Ebene, dass mein Gegenüber jetzt eigentlich auch nicht so genau weiß, wie es reagieren soll.

Sie hatten ja auch die Frage nach den Geflüchteten gestellt. Da denke ich, da braucht man einen ganzen eigenen Abend dafür. Ich bin dankbar dafür, dass ich freigekauft wurde. Mein Sohn sollte schon adoptiert werden. Der war schon mal weg. Mein Vater hat das Parteibuch hingeschmissen und seine Kollegen haben ihm geholfen, dass das nicht passiert. Wir reden nicht darüber, wie viele deutsche Männer ihre Frauen schlagen, wie viele Frauen ihre Kinder schlagen, wie in Deutschland vergewaltigt wird und Kinderseelen beschädigt werden. Aber wenn es ein Flüchtling macht, ist es ganz schlimm. Und was sagt der Berliner? „Det regt mir uff.“ Wir verlangen von anderen, was wir selber nicht einhalten. Und bei den AfD-Gruppen ist es halt eben z.B. ordentlich deutsch zu sprechen. Zu sagen: „Dann reden wir doch mal deutsch. Warum reden Sie hinter mir russisch, wenn Sie sagen, Sie sind Bio-Deutsche? Ich traue mich das. Ich habe nichts zu verlieren. Ich bin freiberuflich. Ich bin nie in ein Gefüge gegangen, weil ich wahrscheinlich auch Angst hatte, da zu versagen. Aber als Freiberuflerin, da setze ich mir die Clowns-Maske auf und ich weiß, dass mich keiner einsperrt. Das ist wichtig oder? [unverständlicher Zwischenruf ohne Mikrofon, Beifall] Also, Gregor Gysi hat seine Anwaltskanzlei am Ku'damm.

Aus dem Publikum: Es ist schon alles Wesentliche gesagt, aber eine Sache möchte ich beisteuern. Etwas haben wir gemeinsam: die ostpreußische Familie. Ich grüße noch Manfred Schukat.

Anne Gollin: Ja, die Zosseles sind immer noch ungekämmt.

Aus dem Publikum: Und das ist der Charakter, das kriegt keiner raus: die sturen Masuren. Wie Sie über uns jesacht haben. Gut. Weiter so. [lachen im Publikum]

Aus dem Publikum: Hier kam die Frage auf, inwieweit das Thema an die Jugend weitergetragen wird. Ich denke, dass wir die Jugendlichen mit dem Thema nicht überfrachten dürfen. Also, wenn mein Sohn zu viel davon hört: „Mama, hör auf!“ Scheinbar, weil sie wie die Kinder von Herrn und Frau Storck etwas gelangweilt wirken. Auf der anderen Seite war es so, als mein Sohn mit seiner Klasse nach Hohenschönhausen in die Gedenkstätte kam und sie dann im Unterricht diese Reise noch mal reflektiert haben, und er dann davon erzählte, dass seine Großeltern, seine Onkels inhaftiert waren und seine Mama im Kinderheim war, da war auf einmal ganz große Betroffenheit in der Klasse. Da kam es dann auch wieder, dass mein Sohn mehr hinterfragt hat. Meine Tochter ist natürlich

etwas zurückhaltender mit diesen Fragen. Aber trotzdem konnte ich mit ihr und dem Geschichtslehrer, der damals Zeitzeugen in die Schule eingeladen hat, zusammenarbeiten. Die Kinder konnten Fragen stellen und sich informieren. Also vielleicht nicht überfrachten. Wir selber sind ja auch eine Generation, die von unseren Großeltern etwas mitbekommen hat. Ich konnte es als Kind kaum ertragen, Kriegsfilme aus dem Zweiten Weltkrieg zu gucken. Meine Oma hat die von hinten bis vorne geguckt. Aber letzten Endes bin ich heutzutage auch so, weil es eben meine oder unsere Geschichte ist. Ich gucke mir ganz viele solche Filme an. Ich lese halt sehr viel da drüber, aber versuche, mich meinen Kindern gegenüber etwas zurückzuhalten. Sie sollen sich ja frei entwickeln. Meine Tochter ist sehr ängstlich und da merkt man...

Zwischenfrage: Wie alt ist die jetzt?

Aus dem Publikum: Die ist jetzt 19. Aber sie hat sehr damit zu tun, wenn ich davon...

Anne Gollin: Ich habe das so gemacht. Damals kam ja der Computer auf, und mein Sohn hat meine Geschichten, meine Vorträge und meine Gedichte in Computer geschrieben, wovon ich damals vor 20 Jahren keine Ahnung hatte. Er wurde dadurch mit 18 mein Mitarbeiter. Und ohne dass wir was geredet haben. Dann hat er nach Rechtschreibung und Satzbau gefragt. Dadurch hat er alles inhaltlich mitbekommen, was ich geschrieben habe. Aber ich schreib' schon 18 Jahre nicht mehr. Da gibt es Leute, die haben weitaus bessere Bücher verfasst.

Aus dem Publikum: Die Kinder haben zumindest, wenn sie jetzt auch mit den Eltern nicht drüber sprechen können, irgendwann die Gelegenheit, die Bücher des Vaters zu lesen und sich damit auseinanderzusetzen. Ich kann meinen Vater nicht mal fragen. Das ist natürlich schade. Zu einem bestimmten Alter wollte ich auch nicht fragen. Ich hatte Angst davor zu fragen. Was würde ich alles hören. Und wenn es zu spät ist...

Anne Gollin: Ich hätte mit meinen Eltern reden können, theoretisch. Aber Sie haben sie auch erlebt. Und ich wollte sie auch nicht aus ihrer Welt rausholen. Ich denke, das ist auch eine Verantwortung, die man hat, wenn man dann älter ist. Also, das ging nicht. Ich hätte mit meiner Mutter nicht reden können, ohne Vorwürfe zu machen. Also habe ich lieber gesagt: „Mama, komm lass uns am See spazieren gehen.“ Und gut. Dass sie Post abgeliefert hat, die an mich adressiert war... Ich habe ihr das nie gesagt, weil ich denke, auch sie hat genug mitgemacht. Da musste ich ihr nicht das noch auf's Brot schmieren.

Benjamin Baumgart: Ja, vielen Dank. Ich glaube wir sind alle Frau Schulze dankbar, dass sie Sie überredet hatte zu kommen, Frau Gollin.

Schlusswort

Dieter Dombrowski

Ich möchte mich bei allen bedanken, die mitgewirkt haben, bei Carola Schulze, die die Tagung vorbereitet hat, und natürlich bei Ihnen, meine Damen und Herren, die sich den Samstag, den ganzen Tag im Interesse der guten Sache sozusagen ans Bein gebunden haben. Bei der UOKG ist das ja unsere tägliche Arbeit, Menschen zu beraten, die vielleicht nicht so gut mit dem Erlebten klargekommen sind. Es ist ja auch unterschiedlich. Das kann man nicht verallgemeinern. Die einen stecken das weg und suchen sich ihren Weg. Andere scheitern irgendwo an ihrer eigenen Geschichte – ohne dass sie daran Schuld haben natürlich. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, denen zu helfen, die Hilfe brauchen, die auch Hilfe annehmen wollen. Frau Gollin, ich finde das interessant, wie Sie auch Ihre Entwicklung am Schluss noch einmal geschildert haben. Wir müssen ja tatsächlich auch mit dem umgehen, was wir vorfinden. Sie haben eben von der CDU gesprochen – auch von anderen. Ich bin CDU-Abgeordneter. Ich bin auch enttäuscht über viele in meiner Partei, in der ich gerne Mitglied bin. Früher konnte man immer sagen „Deutsche Einheit“ und „DDR-Unrechtsstaat“. Aber heute kommen einem dann schon Zweifel, wenn es darum geht, individuellem Unrecht aus der SED-Zeit auch immer angemessen zu begegnen. Man findet dann wenige, die bereit sind zuzuhören beziehungsweise dann auch etwas zu tun. Und dann kommen wir in die komische Situation – ich habe das am Anfang auch schon über die Bundesratsinitiativen gesagt – ohne Thüringen, Berlin und Brandenburg hätten wir nicht drei Bundesratsinitiativen durchgebracht, um Menschen zu helfen. Und da sind nun mal auch Linke dabei. Ich glaube nicht, dass die das aus Überzeugung tun oder weil sie ein schlechtes Gewissen haben, sondern weil sie irgendwie müssen. Ich bin irgendwie traurig darüber, wenn wir auf die Straße gehen würden und Menschen ansprechen würden – hier in der Bernauer Straße mag es vielleicht anders sein, aber wenn wir an den Kurfürstendamm gehen – und wir fragen: „Was sagen Sie zum SED-Unrecht?“, dann würden uns die Leute anstauen, gar nicht wissen, was wir eigentlich meinen. Es sei denn, wir haben einen Glückstreffer dabei. Eigentlich müssen Jugendliche das auch nicht verstehen. Wenn unsere Kinder, die wir haben, wenn die unterscheiden können zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, dann ist das eigentlich schon ausreichend. Dann müssen sie nicht unsere ganze Leidensgeschichte noch einmal nachvollziehen. Wenn wir das schaffen oder geschafft haben als Eltern, dann haben wir eigentlich viel erreicht.

Die heutige Veranstaltung ist für mich und auch für unsere Mitarbeiter, alle, die sich in verschiedenen Bereichen engagieren, auch eine Motivation. Das finde ich jedenfalls, weil es sich tatsächlich lohnt, sich zu engagieren. Dass wir eben nicht einfach aufgeben und sagen: „Nun ist es einmal so.“ Sondern so, wie Sie es so schön gesagt haben: Sie sind frei. Wir, die wir eine solche Geschichte haben, wir haben uns diese Freiheit über lange Zeit irgendwie erarbeitet. Oder auch verdient. Oder auch durch Zufälle sind wir dahin gekommen. Aber das ist ein Schatz, den wir haben. Ob die uns darum beneiden, das ist eine an-

dere Frage. Aber wir wissen, dass wir ihn haben. Und das finde ich persönlich wichtig. Und das ist auch Trost in Stunden, wo man sagt: „Ach, das ist überhaupt nicht in Ordnung so.“ Von daher möchte ich mich bei Ihnen bedanken. Und wenn Sie das alles weitertragen, da wo Sie meinen, dass es passt, dann hilft es auch. Ich fand die Veranstaltung persönlich jedenfalls sehr, sehr motivierend und aufbauend. Dankeschön.

Autoren, Beteiligte

Benjamin Baumgart, UOKG, Referent für Grundsatzfragen und Presse

Dr. Maya Böhm, studierte in Halle/Saale und Leipzig Psychologie. 2015 Promotion zu Auswirkungen politischer Haft in der DDR auf die Familien der Inhaftierten. Bis 2017 Fachkraft im Entwicklungsdienst mit dem Zivilen Friedensdienst der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit in Kathmandu, Nepal.

Dieter Dombrowski, Bundesvorsitzender der UOKG, Vizepräsident des Brandenburger Landtages

Isabel Fannrich, 1970 in Madrid geboren und aufgewachsen, Studium der Lateinamerikanistik und Politikwissenschaften in Köln und Berlin, Evangelische Journalistenschule Berlin, journalistische Arbeit beim Evangelischen Pressedienst epd in Frankfurt/M., bei der taz, NRW in Köln und freiberuflich für Deutschlandfunk u.a. Medien.

Prof. Dr. Heide Glaesmer, Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin, stellvertretende Leiterin der Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Universität Leipzig. Sie leitet dort die Arbeitsgruppen „Psychotraumatologie und Migrationsforschung“ und hat sich unter anderem mit den Langzeitfolgen traumatischer Erfahrungen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, mit transgenerationalen Aspekten traumatischer Erfahrungen und mit Kindern des Krieges (Children born of War, d.h. Kinder von einheimischen Frauen und ausländischen/feindlichen Soldaten) beschäftigt. Im Rahmen des von der EU geförderten Forschungsnetzwerkes werden dabei Kinder des Krieges aus historischen und aktuellen bewaffneten Konflikten untersucht (www.chibow.org). Im vom BMBF geförderten Verbundprojekt „Testimony“ wird sie sich ab 2019 intensiver mit den Langzeitfolgen der Heimerziehung in Spezialheimen und Jugendwerkhöfen der DDR beschäftigen.

Anne Gollin, geboren 1956 in Neubrandenburg; 1975 wegen „Verletzung der Arbeitspflicht“ und „asozialem Verhalten“ inhaftiert, 1980 wegen angeblicher „Verbreitung von Hetzschriften“, Abschriften von Rainer Kunze und Jürgen Fuchs, erneut inhaftiert, 1982 dritte Verhaftung wegen „Herstellung und Verbreitung von Hetzliteratur“. Wurde in den Westen freigekauft. Sie arbeitete in Westberlin als Buchhändlerin und Schriftstellerin, erhielt eine Reihe von Literaturpreisen.

Konstanze Helber, 1954 geboren in Thüringen, Ausbildung und Examen als Kinderkrankenschwester an der Universitätskinderklinik in Jena, dort tätig bis 1977 – lebt heute in BW, verheiratet, zwei Kinder. Wegen einer gescheiterten Republikflucht 1977 zu drei Jahren und drei Monaten Haft verurteilt. Inhaftiert verbrachte sie 27 Monate, davon 22 im Frauengefängnis Hoheneck in Stollberg/Erzg. Die Entlassung erfolgte 1979 über den Freikauf in den „Westen“. Der Süddeutsche Freundeskreis Hoheneckerinnen – eine Interessengemeinschaft, gegründet sich im Jahr 2010. In Stuttgart trifft man sich. Die Frauen, ehemalige Hoheneckerinnen, finden einen ge-

schützten Raum und brechen ihr Schweigen. Reden und erinnern sich. Die Kinder, die bei der Verhaftung damals zurückblieben, sind immer ein wichtiges Gesprächsthema.

Professor Dr. Axel Klausmeier, seit 2009 Direktor der Gedenkstätte Berliner Mauer

Dr. Katrin Klein, ihre Eltern wurden wegen „staatsfeindlicher Verbindungsaufnahme“ und „Republikflucht“ zu sieben und 15 Jahren verurteilt. Sie lebte in dieser Zeit im Heim und bei Verwandten. Als ihren Eltern die Ausreise möglich wurde, holte sie im Westen das Abitur nach und wurde Ärztin.

Alexandra Pohlmeier, geb. 1960 in München, Abitur in Göttingen, Pflegehelferin in psychiatrischer Klinik, Grundstudium der Publizistik, Nord-Amerikanistik und Theaterwissenschaften an der FU Berlin, M.A., arbeitet seit ihrem Abschluss 1986 an der Münchner Filmhochschule als selbstständige Autorin, Regisseurin und Produzentin an eigenen Filmen, zusätzlich im Auftrag für Gedenkstätten und andere Einrichtungen als Kamerafrau und Schnittmeisterin. Schwerpunkt lebensgeschichtliches Interview.

Elke Schlegel, 1958 in Jena geboren, 1964 Besuch der Polytechnischen Schule „Werner Seelenbinder“ in Jena, 1974 Ausbildung zur Hotelfachfrau im „Interhotel International“ Jena, 1981 Geburt des Sohnes, 1983 Ausreiseantrag, Besuch der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Arbeitslos, da politisch nicht mehr tragbar, 1984 Verhaftung durch die Staatssicherheit, Untersuchungshaft in Gera. Verurteilung zu einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis im Frauenzuchthaus Hoheneck (Stollberg) wegen versuchter Republikflucht, landesverräterischer Nachrichtenübermittlung und Beeinträchtigung staatlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit, 1984 wegen Haftunfähigkeit freigekauft durch die Bundesrepublik, 1985 Einreise des Sohnes in die Bundesrepublik, 2000 Ausbildung zur Automobilkauffrau, Regionalbeauftragte der UOKG für Rheinland-Pfalz.

Prof. Karin Sorger, wurde bei dem Versuch, die DDR über eine Transitstrecke zu verlassen, verhaftet und in Hoheneck inhaftiert. Mutter und Tochter hatten während ihrer Haft nur brieflichen Kontakt. Nach der Entlassung verließen beide die DDR und bauten sich im Westen eine berufliche Existenz auf.

Dr. Natalie Wöhrle, wurde von der Verhaftung der Mutter überrascht, die zusammen mit ihrer Tochter in den Westen fliehen wollte.

UOKG-Kongress am 3. November 2018

in der Gedenkstätte Berliner Mauer, Besucherzentrum
Bernauer Straße 119, 13355 Berlin

1



GEDENKSTÄTTE BERLINER MAUER

In Zusammenarbeit mit der Stiftung Berliner Mauer

BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG



gefördert durch die Bundesstiftung zur
Aufarbeitung der SED-Diktatur